№ 39. Sonntag, den 15. Februar 1903. 30. Jahrgang.

Erscheint täglich abends
Sonn- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Thorner Ostdeutsche Zeitung.

Anzeigengebühr
die 6 gespaltene Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiesige Geschäfts- oder Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle (hinterm Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigen-Annahme für die Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr nachmittags.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1 Treppe.
Sprechzeit 10—11 Uhr vormittags und 3—4 Uhr nachmittags.

Zweites Blatt.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Geöffnet von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr.

Verbreitung der Deutschen über die Erde.

Die Zahl der Deutschen in Europa beträgt 76 536 000. Nächst dem europäischen hat das amerikanische Deutschtum die größte Kopfzahl. Sitzen doch allein in den Vereinigten Staaten 10 000 000 Menschen deutscher Abstammung, Kanada hat 400 000, das übrige Nordamerika 7000. In den mittelamerikanischen Freistaaten wohnen 8000 Deutsche, auf den westindischen Inseln etwa 10 000; Südamerika hat 495 000 Deutsche, davon darf man allein auf Brasilien 400 000 rechnen, die übrigen verteilen sich auf Kolumbien mit 3000, Venezuela mit 5000, Uruguay mit 5000, Argentinien mit 60 000, Paraguay mit 3000, Chili mit 15 000, Peru mit 2000 und auf sonstige Gebiete Südamerikas mit 2000.

Die Gesamtkopfzahl der Deutschen in allen Gebieten Amerikas beträgt also 10 920 000. Dem amerikanischen zunächst, aber in weitem Abstand von diesem folgt das Deutschtum Afrikas. Insgesamt wohnen dort 623 000 Deutsche. Der geringste Teil davon sitzt in den deutschen Schutzgebieten, die nur erst 3600 Deutsche zählen Außer den 7000 Deutschen in Aegypten und den etwa 10 000 im übrigen Afrika, besonders in Algier, sind die Afrikaner deutscher Abstammung alle in der Kapkolonie und den jetzt ebenfalls britisch gewordenen Burenfreistaaten ansässig. Noch weniger als in Afrika giebt es Deutsche in Asien, nämlich nur 88 000. Die meisten davon wohnen in Niederländisch-Indien, wo man 50 000 Deutsche schätzt; nächstdem kommt Russisch-Asien nebst Kaukasien mit 30 000 Deutschen.

Türkisch-Asien mit Palästina zählt 5000, China (fast ausschließlich in seinen Vertragshäfen) 1500, Japan 1000, Deutsch-Kiautschou 800 Deutsche. Mehr Deutsche als Asien beherbergt Australien. Auf dem australischen Festlande mit Neuseeland sitzen 106 500 Deutsche, außerdem 400 in den deutschen Schutzgebieten der Südsee, 1600 auf Hawai und 1000 auf den übrigen Südseeinseln; alles in allem 109 500 Deutsche. Alle diese Zahlen können freilich keinen Anspruch auf ganz unbedingte Genauigkeit machen, doch beruhen sie auf sorgfältigen Schätzungen nach den jeweils letzten Volkszählungen; die jüngsten dieser Zählungen fanden 1897 und 1898 statt.

Im ganzen werden daher die Zahlen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Es ist also gewiß nicht zu hoch gerechnet, wenn man für das Deutschtum auf der ganzen Erde eine Kopfzahl von 88 276 500 annimmt.

Deutsches Reich.

Die „Tatsachen" des Ministers des Innern. Freiherr v. Hammerstein, zur Zeit Minister des Innern, mag so schreibt die konservative „Elbinger Zeitung" seinem Herrgott danken, daß er nicht Zeitungsschreiber, sondern nur Minister geworden ist. Als Zeitungsschreiber wäre er sicherlich nicht von der Anklagebank herunter und aus dem Gefängnis herausgekommen. Denn wenn es ihm als Minister nicht gelingt, zuverlässige Informationen zu gewinnen, obwohl ihm doch der ganze amtliche Apparat zur Verfügung steht, dann hätte er als Redakteur, der sich keinen solchen Informationsdienst einrichten kann, wohl selten eine wahre Nachricht zu veröffentlichen vermocht. Wie falsch er im Falle Rappaport unterrichtet war, haben wir bereits erwähnt. Ueber die Kieler Fälle faßten die nationalliberalen „Kieler Neuesten Nachr." ihre Meinung dahin zusammen: „Wir müssen es als geradezu unerhört bezeichnen, daß ein Minister es wagen darf, im Abgeordnetenhause die Tatsachen direkt auf den Kopf zu stellen und dann den Anschein zu erwecken, als sei alles in schönster Ordnung! Von wo er seine Informationen bezogen hat, wissen wir nicht, anscheinend aber von der Kieler königlichen Polizei selbst, die dann allerdings lauter grobe Unwahrheiten nach Berlin berichtet hätte." — Das genügt!

Zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes. Die Erklärung des Reichskanzlers, daß die preußischen Stimmen im Bundesrat für die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes abgegeben werden sollen, scheint, wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, in Bundesratskreisen selbst überrascht zu haben. Man hatte allerdings schon vor einem Jahre geglaubt, daß der Widerstand, der bisher in Preußen gegen diese Korrektur des Jesuitengesetzes bestand, beseitigt sei. Man hatte sich darin aber getäuscht und war jetzt nicht darauf vorbereitet, daß es dem Reichskanzler gelungen sei, die Einwilligung des Königs von Preußen zu gewinnen. Der Entschluß muß erst in der letzten Zeit und ziemlich plötzlich gefaßt worden sein. Man hält es übrigens in unterrichteten Kreisen nicht für ausgeschlossen, daß die Reichsregierung noch die eine oder die andere Konzession an ältere Wünsche des Reichstags macht, auch wenn sie nicht von den Konservativen geteilt werden.

Koloniales. In Deutsch-Neuguinea soll nunmehr nach langjährigem Bestehen der Tabaksbau aufgegeben werden. Von vielen Seiten sah man ein derartiges Ende dieser Kultur voraus. Nicht der Boden trägt Schuld hieran, sondern verschiedene Umstände, wie Gesundheitszustand der Arbeiter, enorme Transportkosten und der Weltmarktpreis in Sumatra. Es giebt im Osten nur wenig Landstrecken, die stellenweise einen solch vorzüglichen Boden für den Tabak aufweisen, wie die Gebiete an den Astrolabe-Bay und auch am Augustafluß. Aus diesem Grunde ist es doppelt zu bedauern, daß das, was uns die Natur bietet, nicht im vollsten Maße ausgebeutet werden kann. Als Ersatz gedenkt man den Kautschukanpflanz in großartigem Maße auszudehnen. Ueber die Zukunft dieser Kultur braucht man, was Gedeihen anbelangt, keine Sorge zu hegen, auch die Pflege, die schließlich einem Kanaker übertragen werden kann, ist mit keinen Schwierigkeiten verbunden; ob aber der Marktpreis der Zukunft ein derartiger sein wird, der die Kultur bezahlt, ist eine heikle Frage. Wohin man im Sunda-Archipel und anderen südöstlichen Inseln schaut, überall schenkt man dieser Kultur jetzt ganz besondere Aufmerksamkeit, vielfach hat man dort große Bestände entdeckt, die den Vorrat in Neu-Guinea weit überholen. Diese Gebiete werden mit ihrer Ware vermutlich eher auf dem Markte erscheinen.

Ausland.

Luxemburg.

Ein Stimmungsbild aus der luxemburgischen Kammer zeichnet die „Lux. Ztg." Sie schreibt: „Erbärmlicheres, als die gestrige Kammerdebatte, haben wir in dieser Art hier wohl noch nicht erlebt. Erst drehte sich die Verhandlung anderthalb Stunden lang um die Frage, ob man es dem Staatsminister glauben solle, daß in der Budgetvorlage zwei Ziffern verstellt sind oder nicht, und dann hielt Herr Anton Erpelding die zweite von den drei Bierreden, die er seit Jahren allen seinen Freunden und Bekannten gehalten hatte und um derentwegen er sich in die Kammer wählen ließ. Warum soll man zu solchem Quatsch nicht auch gleich Bier trinken und Pfeife rauchen?"

China.

Die Einheitszeit in China. Mit Beginn dieses Jahres ist auch Ostasien der Weltzeiteinteilung beigetreten. Der Leiter der Wetterwarte zu Zikawei Schanghei, Pater Louis Froc, macht die Mitteilung, daß am 1. Januar der Zeitball am Hafen von Schanghai 5. Min. 56,7 Sekunden später als früher fallen gelassen wurde, um die Zeitangabe in Verbindung mit dem internationalen Zonen-System zu setzen. Ostchina und die Philippinen haben jetzt dieselbe Zeit, die sich von dem Meridian von Greenwich um 16 Stunden und von der japanischen Zeit um genau eine Stunde unterscheidet. Auch die große Nord-Telegraphengesellschaft, die längs der chinesischen Küste in Tätigkeit, wird die neue Zeit annehmen, und danach steht zu hoffen, daß sie allmählich auch in den anderen chinesischen Freihäfen zur Norm werden wird.

Amerika.

Neue Kohlenlager sind vor kurzem in Mexiko entdeckt worden. Amerikanische Kapitalisten hatten verschiedene Sachverständige zur Suche nach Kohlenschätzen in diesem Lande ausgesandt. Schon die ersten Bohrungen im Bezirk von Mazas haben das Vorhandensein von Kohle bei El Gallo erwiesen, deren Qualität ausgezeichnet sein soll. Der französische Gesandte in Mexiko hat seinerseits noch besondere Nachrichten darüber eingezogen, die zu einer Bestätigung der Angaben geführt haben.

Provinzielles.

Danzig, 13. Februar. In der am 11. Februar d. Js. in Danzig abgehaltenen Vorstandssitzung des Verbandes Ostdeutscher Industrieller wurden für 1903 die Herren Regierungsrat a. D. Schrey-Danzig als erster Vorsitzender, Kommerzienrat Goecke-Montwy als erster stellvertretender Vorsitzender, Kommerzienrat Wanfried-Danzig als zweiter stellvertretender Vorsitzender, Konsul Marx-Danzig als Schriftführer und Kassenführer wiedergewählt und die Herren Dr. Levy-Inowrazlaw als stellvertretender Schriftführer und Rheder Rodenacker-Danzig als stellvertretender Kassenführer neugewählt. Unter den Eingängen und Erledigungen seit der letzten Vorstandssitzung sind zu erwähnen: Die Bestrebungen des Verbandes betreffend Ueberweisung von staatlichen Aufträgen und Lieferungen an die östliche Industrie haben weitere Erfolge gehabt. Die Eingaben, die von verschiedenen Seiten, darunter auch vom Verband Ostdeutscher Industrieller, an den Eisenbahnminister bezüglich der geplanten Fahrplan-Aenderungen auf der Strecke Thorn-Marienburg gerichtet worden sind, haben die Wirkung gehabt, daß der Schnellzugverkehr auf jener Strecke im wesentlichen beibehalten worden ist; namentlich ist der Schnellzug 503 Thorn-Danzig, ab Thorn 6 Uhr 13 Min. vorm., an Danzig 10 Uhr vorm., erfreulicherweise unverändert geblieben. Einer Behörde ist über die beabsichtigte Errichtung einer Glasbläserei in den östlichen Provinzen ein Gutachten erstattet worden. Der Druck des Jahresberichts über 1902, für den die Verbandsmitglieder und zahlreiche Behörden die erbetenen Angaben bereitwilligst gemacht haben, hat begonnen. In den Verband aufgenommen wurden 7 Firmen. Nach dem Berichte des Kassenführers betrug das Vermögen des Verbandes am 31. Dezember 1902 13 986,44 Mk gegen 13 668,39 Mk. am 31. Dezember 1901. Weiterhin beschäftigte sich der Vorstand mit dem neuen russischen Zolltarif, der eine beträchtliche Erschwerung der Einfuhr nach Rußland bedeutet und namentlich die östliche Industrie trifft, da Rußland deren hauptsächliches Ausfuhrgebiet ist. Die dem Verbande vom Reichskommissar für die Weltausstellung von St. Louis 1904 zugegangenen Drucksachen sollen den Verbandsmitgliedern, die ein Interesse daran haben, übersandt werden. Bezüglich mehrerer Eisenbahnverkehrsangelegenheiten sollen Eingaben an die in betracht kommenden Behörden und Dienststellen gerichtet werden. Schließlich wurde beschlossen, Vorschläge für Abänderungen des öffentlichen Verdingungswesens auszuarbeiten. Die nächste Sitzung findet am 10. März d. Js. in Danzig statt.

Danzig, 13. Februar. Die Danziger See-Reederei besteht gegenwärtig, nach einer Zusammenstellung der Firma Th. Rodenacker, aus 27 Dampfern mit 13 227 Registertons (netto) und 7 Segelschiffen mit 914 Registertons, zusammen 34 Seeschiffen mit 14 141 Registertons. 10 Seedampfer von 5677 Tons zählt die Reederei von Th. Rodenacker und der von dieser verwalteten Danziger-Reederei-Aktien-Gesellschaft, 9 Seedampfer von 3800 Tons die Reederei F. G. Reinhold, 5 von 3572 die Reederei Behnke u. Sieg. Von den sieben Segelschiffen hat nur eins, die Bark „Pauled", einen größeren Raumgehalt (680 Registertons), die übrigen sind meistens kleine Küstenfahrzeuge.

Putzig, 13. Februar. Die Scharlach-Epidemie gewinnt in unserer Stadt ein immer größere Ausbreitung. In einzelnen Familien tritt die Krankheit recht bösartig auf und fordert ihre Opfer. So sind von vier Kindern des Gasthausbesitzers Wylutzki drei Kinder im Alter von sechs, vier und zwei Jahren der Seuche erlegen. Angesichts der ernsten Gefahr, welche die Bewohner unserer Stadt bedroht, sind die festlichen Veranstaltungen, welche noch vor der Passionszeit stattfinden sollten, die theatralische Abendunterhaltung zum besten des Vaterländischen Frauen-Vereins und das Stiftungsfest des Evangel. Kirchenchors, auf spätere Zeit verlegt worden.

Lokales.

Thorn, den 14. Februar 1903.

— **Der Wettbewerb** zur Erlangung von Entwürfen für die Festbauten des 10. Deutschen Turnfestes in Nürnberg hat bewiesen, daß das vom Ausschuß der Deutschen Turnerschaft aufgestellte Programm nicht innerhalb eines Kostenbetrages auszuführen ist, den man den Zeichnern des Garantiefonds gegenüber rechtfertigen kann. Nach den den eingelaufenen Entwürfen beigegebenen Kostenvoranschlägen bewegen sich die Kosten zwischen 156 000 und 270 000 Mk., wozu noch die Ausgaben für Planierung, Befestigung, Dekoration, Entwässerung, Beleuchtung und Wasserleitung des Festplatzes kommen, so daß bei Ausführung des Normalplanes von vornherein mit einem Defizit zu rechnen wäre. Da von den eingelaufenen Plänen keiner ausführbar ist, ist der Architekt Hans Müller-Nürnberg beauftragt worden, die Ausführungspläne nach den vorgenommenen Vereinfachungen des Bauprogramms zu bearbeiten, bindende Kostenanschläge vorzulegen, die Verakkordierung der Arbeiten vorzunehmen, die Ausführung zu leiten und die Abrechnungen zu revidieren. Man glaubt nunmehr, mit einer Bausumme von 120 000 Mk. auszukommen, in der nur das Mobiliar nicht einbegriffen ist.

— **Von der Handelshochschule zu Leipzig.** Das soeben erschienene Vorlesungsverzeichnis für das Sommer-Semester 1903 der Handelshochschule zu Leipzig liegt uns vor. Es enthält eine große Auswahl von für den Kaufmann geeigneten Universitätsvorlesungen und kaufmännischen Uebungen. Von ersteren heben wir besonders hervor: Allgemeine und spezielle Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Völkerrecht, Deutsche Kolonialpolitik, Allgemeine Staatslehre, Grundzüge der Sozialpolitik, Handelsgeographie, der Atlantische Ozean und die atlantischen Mächte, Einführung in das kulturgeschichtliche Verständnis der Gegenwart, Chemische und Mechanische Technologie mit Exkursionen. Außerdem steht den Studierenden der Handelshochschule zu Leipzig noch ein reicher Schatz allgemein bildender Vorlesungen an der Universität zur Verfügung. Die Bibliotheken der Universität, der Handelskammer und der Oeffentlichen Handelslehranstalt, sowie die Akademische Lesehalle stehen den Studierenden der Handelshochschule zur Verfügung; auch sind besondere Studien im Kunstgewerbemuseum vorgesehen. Nähere Auskunft kann man von dem Studiendirektor, Professor Raydt, Leipzig, Schulstr. 1, jederzeit erhalten.

— **Der Bedarf an Bewerbern für die mittlere Postbeamtenlaufbahn** wird, wie verlautet immer noch nicht gedeckt. Unzweifelhaft ist dies zum Teil mit darauf zurückzuführen, daß die Aussichten, welche sich den Bewerbern der mittleren Laufbahn nach Neuregelung der Beamtenverhältnisse eröffnen, nicht genügend bekannt sind. Das wesentliche der Neuregelung besteht darin, daß die in Betracht kommenden Beamten auch in höhere und besser bezahlte Stellungen einrücken können, z. B. als Obersekretäre, Postmeister, Bureau- und Kassenbeamte. Bedingung für die Annahme von Zivilanwärtern ist mindestens das Reifezeugnis für die Untersekunda einer neunstufigen oder das Reifezeugnis für die erste Klasse

einer sechsstufigen öffentlichen höheren Lehranstalt. Auch das Abgangszeugnis der städtischen Mittelschulen für Knaben gilt als ausreichender Nachweis, ebenso ausnahmsweise das Berechtigungszeugnis der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige. Der Bewerber muß bei seiner Einstellung das 17. Lebensjahr vollendet und darf im Falle der Annahme zum Postgehilfen nicht das 20., im Falle der Annahme zum Telegraphengehilfen nicht das 18. Lebensjahr überschritten haben. Die Vorbereitungszeit, während welcher der Bewerber sich aus eigenen Mitteln zu unterhalten hat, dauert vier Jahre, die jungen Leute können aber schon während dieser Zeit bei geeigneter Gelegenheit gegen Vergütung oder Tagegeld beschäftigt werden. Dieser Fall tritt bei dem zur Zeit herrschenden Beamtenmangel sehr bald ein. Nach Ablauf der Vorbereitungszeit ist die Post- oder Telegraphenassistenten-Prüfung abzulegen; es erfolgt dann die Beschäftigung gegen Tagegeld (bis 5 Mark) und, soweit Stellen verfügbar sind, die etatsmäßige Anstellung als Post- oder Telegraphenassistent oder auch Postverwalter. Das Bestehen der Sekretärprüfung eröffnet den Beamten die Aussicht auf Anstellung als Post- oder Telegraphensekretär, als Obersekretär, Postmeister, Buchhalter, Kassierer usw. Das Gehalt dieser Beamten beträgt neben dem gesetzmäßigen Wohnungsgeld 2100 bis 4200 Mk.

nc. **Haftung der Eltern für ihre Kinder.** Das Reichsgericht hat jüngst über die Haftpflicht der Eltern eine wichtige Entscheidung gefällt. Ein 14jähriger Knabe schoß im Garten seiner Eltern in der Richtung auf die Mauer des angrenzenden Grundstücks unter Benutzung eines mit einer Schrotkugel geladenen Gewehres nach einer Scheibe; hierbei fehlte er einmal das Ziel, Die Kugel prallte an der Mauer ab und verletzte einen anderen Knaben, der in diesem Augenblick über die Gartenmauer des von seinen Eltern bewohnten Grundstücks nach dem andern Garten hinübersah, am Auge. Der Vater des Verletzten klagte gegen den Vater des ersteren Knaben auf Schadenersatz und drang auch mit seiner Klage in allen Instanzen durch. Das Reichsgericht billigte hierbei die Entscheidung der unteren Instanzen vollkommen. Diese hatten ausgeführt, der Vater habe der ihm gesetzlich obliegenden Aufsichtspflicht nicht dadurch genügt, daß er beim Schießen ab- und zugegangen sei und den Schützen wiederholt zur Vorsicht ermahnt habe; als gewissenhafter und sorgfältiger Mann habe er das Schießen überhaupt nicht dulden dürfen. Sei auch das benutzte Gewehr eine verhältnismäßig harmlose Waffe, so lehre doch die tägliche Erfahrung, daß auch mit solchen äußerst vorsichtig umzugehen sei. Zumal unerwachsenen Leuten sollte der Gebrauch von Schußwaffen nur an Orten, die dafür besonders angelegt seien, gestattet werden. Ein solcher Ort sei indessen der Garten des Beklagten schon wegen seiner örtlichen Lage inmitten von Wohnstätten nicht. Auch der Umstand, daß sich der Unfall infolge einer ganz besonderen, nicht ohne weiteres voraussehbaren Komplikation ereignet hatte, schließe das Moment der Fahrlässigkeit nicht aus. Aehnliche Entscheidungen des Reichsgerichts liegen auch schon vor bei Fällen, in denen durch das Spielen von Kindern mit einem Bogen Schaden verursacht worden ist.

uc. **Eine Familien-Chronik** anzulegen, ist praktisch und empfehlenswert. Liegt doch jedem so nahe, zu fragen, wer waren meine Altvordern, wo wohnten und wie lebten sie? Dem Hausvorstand kommt es zu, ein solches Aktenstück anzulegen. Es ist keine Familie so klein und verlassen, daß sich darin nicht wenigstens eine Persönlichkeit findet, welche sich für die Sache interessiert, mithilft, Hand anlegt, um das Material zu sammeln, dessen man zu möglichster Vollständigkeit der Chronik bedarf. Wessen Familie aus der Vorzeit einen Stammbaum besitzt, der ihm zum Wegweiser werden kann, der suche, jenen zu erlangen. Wer auf Wappen Anspruch hat, belehre sich auch über diesen Punkt. Man hebe jedes Familienpapier sorglich auf, hefte oder klebe es in das Aktenstück ein, führe auch eine Art von Journal nach Daten, so daß jedes Begebnis übersichtlich verzeichnet ist und an der rechten Stelle steht. Trau- und Taufscheine gehören hier hinein, später der Kinder Einsegnungs- und Abgangszeugnisse auch — etwaige Totenscheine. Wichtige Veränderungen, Vorfälle von Belang gehören als aktuelle Ereignisse mit hinein, auch Porträts vielleicht. Den Vortritt gönne man aber stets den Nachrichten und Notizen über die Vorfahren oder Ahnen. Dieses Aktenstück halte man unter Verschluß. Im Familienkreise erinnert man sich gern daran, horcht den Mitteilungen daraus. Den Nachkommen aber wird es sicherlich sehr willkommen sein.

uc. Etwas über die Pflege der Goldfische.

Der Goldfisch (Carassius auratus) jener zierliche, goldgelbe oder hochrote Gesell, der aus dem Reiche der Mitte stammend, so rasch bei uns heimisch geworden ist, findet leider nicht immer die entsprechende Behandlung und nur zu oft geht das arme Tierchen, dessen rastloses Umherschwimmen in dem kugelförmigen Glase seinem Besitzer soviel Vergnügen gewährt, infolge mangelhafter Pflege zu Grunde. Es mögen deshalb einige Worte über die Behandlung der Goldfische hier Platz finden.

Man muß ihnen im Sommer täglich frisches, reines (Brunnen-) Wasser geben, das Glashaus (wegen des möglichen Herausspringens der Tiere) nur zwei drittel mit Wasser voll füllen und die Fischchen ab und zu mit etwas Oblatte, Semmelkrumme, wohl auch manchmal mit gedörrtem und gepulvertem Eidotter füttern, auch schnappen sie gern nach hineingeworfenen, nicht toten Fliegen. (Sie brauchen nur sehr wenig Nahrung, da sie sich schon durch die Bestandteile im Wasser erhalten können und bei zu viel Nahrung leicht absterben.) Schnellen Temperaturwechsel ertragen die Goldfische nicht, auch darf man nicht zu viele (höchstens 3 Stück) in ein Glas versetzen und sie nicht zu sehr der Sonne aussetzen, sonst sterben sie leicht ab. Man kann sie in der Gefangenschaft im Glase höchstens 2 Jahre erhalten; wenn sie krank sind und sterben wollen, legen sie sich auf die Seite und sind dann durch nichts mehr zu retten.

Um sie beim Wechseln des Wassers und beim Herausnehmen aus dem Glase durch das Angreifen mit der Hand nicht zu verletzen, da sie sehr zarter Konstitution sind, bedient man sich gewöhnlich eines kleinen Netzes, womit man sie so lange heraushebt, bis das Glas frisches Wasser erhalten hat und sie einstweilen in ein anderes Gefäß mit Wasser setzt; besser ist es, wenn das Glas unten eine verschließbare Oeffnung zum Ablassen des Wassers hat, wodurch das tägliche Angreifen und Transportieren der niedlichen Tierchen vermieden wird. Sehr dienlich und ihnen zusagend ist es, wenn man ihnen alle 14 Tage ein paar kleine, reine Kieselsteine in das Wasser legt; die im Wasser gelegenen müssen aber jedesmal gereinigt werden. Man kann die Goldfische auch im Freien, in Gärten, in kleinen Teichen oder Wasserbehältern, durch welches frisches Wasser fließt, in größerer Anzahl ziehen. Ist der Grund mit Humus- oder Moorerde versehen, braucht man sie garnicht zu füttern; ist es Sandgrund, wirft man ihnen Semmelkrumen, Brot, ungewürzten (süßen) Lebkuchen zum Füttern hinein. Sie lieben gern schattige Orte, im Winter fressen sie im Freien nicht. Auch darf das Wasser nicht zufrieren, man muß daher den Teich mit Brettern und Stroh bedecken, wo aber ein paar Luftlöcher angebracht sein müssen. Die Katzen stellen ihnen sehr nach, sie sind also vor ihnen zu hüten, da diese sie sehr geschickt aus dem Wasser heraushäkeln können. Im Zimmer, wo eine Katze gehalten wird, muß also das Glas eine drähtene Bedeckung haben. Die Goldfische haben ein gutes Gehör, lernen die Stimme ihres Herrn oder desjenigen kennen, der sie füttert und kommen dann an die Oberfläche des Wassers. In China haben die Damen kleine Pfeifen, womit sie die Fischchen zur Fütterung an sich rufen.

Kleine Chronik.

* Vor Zuzug wird gewarnt! Der „Kladderadatsch" schreibt: Seitdem der Hamburgische Staat dem Dichter Gustav Falke einen jährlichen Ehrensold bewilligt hat, bringt jeder Eisenbahnzug Hunderte von Dichtern in die freigebige Elbstadt. Diesem immensen Angebot von Kräften steht natürlich eine nur geringe Nachfrage gegenüber, sodaß die meisten Ankömmlinge, darunter junge und kräftige Dichter mit Familie, keine Arbeit finden. An jedem Morgen finden sich Scharen von Dichtern vor dem Rathause in Hamburg ein und betteln um Arbeit; aber obwohl der Senat Notstandsdichtungen vergiebt, wird dadurch doch nur wenigen geholfen. Die Kollegen werden daher vor dem Zuzug nach Hamburg dringend gewarnt!

* Guten Appetit! Der Lehrer der zweiten Klasse einer Mädchenschule in Hannover beging vor einigen Tagen seinen Geburtstag. Die Schülerinnen der Klasse schenkten dem Lehrer eine große Torte, die auf einer Porzellanplatte, mit Karpfen umgeben, ihm überreicht wurde. Das Geschenk war begleitet von einem Briefe, der folgenden Wunsch enthielt: „Dieses schenkt die zweite Klasse — und wünscht guten Appetit — Verzehren Sie die ganze Masse — und Ihre Frau und Kinder mit." — Guten Appetit!

uc Zur Bändigung wilder Pferde wendete man früher vielfach folgendes Verfahren an. Das Pferd wurde in seinem Stande verkehrt angelegt, mit dem Schweife nach der Raufe zu und achtundvierzig Stunden lang bekam es weder Futter, noch durfte es sich legen. Leute, die einander ablösten, standen am Kopfe und neckten es, sobald es schlafen zu wollen schien. Nach achtundvierzig Stunden solcher Behandlung ließ es alles mit sich machen. — Ein anderes Verfahren, das etwas Wunderbares hat, ist einfacher und von den Indianern in den großen Prairien entlehnt. Sobald dort ein Indianer ein wildes Pferd gefangen hat, hält er ihm vor allen Dingen die Augen mit den Händen zu und atmet ihm in die Nüstern. Von diesem Augenblicke an kann es für gezähmt angesehen werden. Dieses Verfahren ist durch den bekannten Reisenden Catlin bekannt gemacht und in England vielfach versucht worden, stets mit dem wunderbarsten Erfolge. Nur wenn man dem Tiere in die Nüstern bläst, bleibt das Verfahren wirkungslos; man muß hinein atmen. Es scheint dies dem Pferde ein eigentümliches Behagen zu erregen, denn manche so behandelten Tiere strecken nach dem ersten Versuche verlangend selst die Nüstern empor.

Die schöne Schauspielerin und der kluge Minister. Eine pikante Geschichte, die den Vorzug der Wahrheit haben soll, erzählt der „Temps": Frl. Brandes, eine sehr talentvolle Künstlerin, befindet sich seit einiger Zeit in offener Rebellion gegen die geheiligten Institutionen des „Théâtre-Français", dessen Mitglied sie nur noch nominell ist. Sie wollte Sozietärin mit vollem Gewinnanteil werden, aber die lieben Kollegen wollten ihr höchstens sieben Zehntel des vollen Gewinnanteils gewähren, was Fräulein Brandes veranlaßte dem, berühmten „Dekret von Moskau" zum Trotz in den Ausstand zu treten und der „Comédie" schmollend den Rücken zu zeigen. Unter denen, die diesen fürchterlichen Konflikt beizulegen trachteten, befand sich auch der alte Victorien Sardou; er ging persönlich zu Herrn Chaumié, der in Frankreich die schönen Künste dirigiert, um für Fräulein Brandes ein gutes Wort einzulegen. „Sie könnten ihr wirklich den vollen Gewinnanteil gewähren," begann der Altmeister der Stückefabrikation. Lächelnd schüttelte der Minister den Kopf und sagte: „Es geht nicht, lieber Meister!" — „Warum denn nicht?" — „Weil ich nicht eigenmächtig und unwillkürlich handeln darf." — Sardou nahm noch einmal alle Kraft zusammen; er sprach rührend, ergreifend, aber der Minister sagte, wehmütig abwehrend: „Das ist alles sehr schön, aber Sie haben etwas nicht überlegt . . ." — „Und das wäre?" — „Fräulein Brandes ist eine schöne, eine sehr schöne Dame!" — „Was tut das in der Sache?" „Was es zur Sache tut? Noch stehe ich in gutem Ruf, und niemand wagt es, meine Tugend anzutasten. . . . Ein Minister der schönen Künste muß aber sehr auf der Hut sein . . ., und wenn ich einer sehr schönen Schauspielerin . . ." — „Jetzt verstehe ich," sagte Sardou und ging trostlos von dannen.

* Ueber die Schnelligkeit des Automobils wird aus London geschrieben: Eine nette Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über die Schnelligkeit eines Automobils giebt der bekannte Sportsman Mr. Scott Mantagu in einer englischen Zeitschrift. Die Tabelle lautet wie folgt:

	Meilen per Stunde
Private Ansicht des Motorfahrers	12
Seine Meinung im Gespräch mit Freunden	20
Seine Ansicht vor Gericht	8
Private Ansicht des Schutzmannes	14
Ansicht des Schutzmannes vor Gericht	28
Ansicht des Bauers, dessen Pferde durch den Motorwagen scheu gemacht wurden	50
Garantierte Fahrgeschwindigkeit des Gefährtes	16
Tatsächliches Tempo	10

Natürlich handelt es sich hierbei um englische Meilen, von denen vier auf eine deutsche gehen.

* Eine Schlange als Halsschmuck einer Braut. Große Sensation machte dieser Tage in New-York eine Hochzeit, bei der auf alle möglichen Arten die Schlangen eine große Rolle spielten. Die eigenartige Neuerung führte der Kurator des New-Yorker Zoologischen Gartens, Mr. Raymond Dittmars, ein, der Miß Clara Hurd die Hand zum Bunde fürs Leben reichte. Die Häute von Brillen-, Riesen-, Klapperschlangen und anderen Reptilien wurden mit den Blumen als Dekorationen verwendet, und die Zeremonie fand in einer Laube aus Schlangenhäuten statt. Dittmars ist ein leidenschaftlicher Schlangensammler, und seine Braut hat ihm häufig bei seiner Arbeit geholfen. Der Haupteffekt war, daß die Braut eine sieben Fuß lange lebende Schlange um den Hals trug. Das junge Paar wird in seinem Hause eine Art Schlangenfarm und zwei Riesenschlangen als Haustiere halten.

Zeitgemäße Betrachtungen.

(Nachdruck verboten.)

„Ein Faschingstraum!"

Der Dichter liebt die Träumereien — er hat gar rege Phantasie, — auch ich, — man woll' mir das verzeihen — verschweig ein gutes Traumbild nie. — Jüngst saß ich lange beim Pokale — drauf träumte ich vom Karneval, — im großen Welt-Theater-Saale — da war ein großer Maskenball! — — Da rauschten Prunk- und Prachtgewänder — umstrahlt von zauberischem Glanz — es hatten Herren aller Länder — sich froh vereint zu Spiel und Tanz. — Ich sah viel Herren von der Feder — und Herren von der Politik — und harmlos wiegte sich ein jeder — hübsch nach dem Takte der Musik! — — Es gab sich niemand als Philister — ich traf auch viele Deutsche an — so unsern Herrn Finanzminister — er ging einher als „Steuermann" — Graf Ballestrem war Ordnungshüter — er hatte — das war interessant — auch zur Besänft'gung der Gemüter — die große Klingel in der Hand! — — Herr Podbielski stellte einen — Verwandlungskünstler — glaub ich, dar — allwechselnd sah ich ihn erscheinen — als Postmann oder als „Husar". — Und als ich ihm ein Stündchen später — begegnete im Festesschein — war er der Landwirtschaft Vertreter — und ihr Minister obendrein! — — Ich sah am Arme zweier Lichter — die Wunderblume „Sezession" — die Lichter aber waren Dichter — Wolzogen und auch Liliencron, — dann sah ich weiter — alle Hagel — den, der die Heimat jüngst verließ — es war Naturmensch Gustav Nagel — als „Adam" ohne Paradies! — — Wer oft schon durch die Zeitungsspalten — gelaufen ist, den traf ich an — es schritten spaßige Gestalten — oft neben dem hochernsten Mann. — Herrn Castro, der so oft sich drückte — hab' ich als simplen Clown gesehn — dann kam — das blitzte und das blinkte — als Goldfuchs an — Herr Chamberlain! — — Zwei marokkan'sche Vettern kamen — als zärtliche Verwandte an — „Coeur-„Bube" kam mit ein'gen Damen — und Giron hieß der junge Mann! — Es stand vor einer Jahrmarktsbude — La France, ein Weib gar stolz und schön — und Dreyfus war als „ewger Jude" — in ihrem Bretterbau zu sehn! — — Es sprang beim hellen Lichterstrahle — auch hin und her der kleine Cohn; — im großen Welt-Theater-Saale — ging er maskiert als „Hauptperson", — weil ich darob von Herzen lachte, — so war mein Traumbild gleich verweht — durch die Erschütterung erwachte — vergnügt

Ernst Heiter, der Poet! — —

Gemeinnütziges.

uc. Als ein vortreffliches Vorbeugungs- und Linderungsmittel der Zahnschmerzen wird die Kalmuswurzel empfohlen. Die Wurzel wird gereinigt, getrocknet und fein zerkleinert, dann in eine Flasche getan, so daß etwa der vierte Teil derselben angefüllt wird. Dann werden die zerkleinerten Wurzeln mit feinstem Spiritus übergossen. Nachdem diese Mischung verkorkt zwei bis drei Tage gestanden, wird soviel reines Wasser zugegossen, daß die Mischung dem Zahnfleisch nur ein leichtes Brennen verursacht. Wenn man mit dieser Flüssigkeit morgens und mittags nach dem Essen und abends vor dem Schlafengehen sich den Mund ausspült, wird man seine gesunden Zähne bis ins Alter konservieren. Bei Zahnschmerz ist es gut, den Mund je öfter, desto besser damit zu reinigen. Diese Behandlung konserviert namentlich schadhafte Zähne ganz vorzüglich.

uc. Wie legt man sich in der Eisenbahn zum Schlafen? Man hat sich so zu legen, daß der Kopf gegen die Lokomotive gerichtet ist. In dieser Lage wird das Blut durch die Bewegung des Zuges aus dem Kopf getrieben, was einen leichteren Schlaf verschafft. Wenn man dagegen die Füße gegen die Lokomotive richtet, so strömt das Blut aus dem Unterkörper nach dem Kopfe, verscheucht den Schlaf, und bringt in vielen Fällen heftige Kopfschmerzen hervor.

Handels-Nachrichten.

Amtliche Notierungen der Danziger Börse vom 13. Februar 1903.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notierten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen: inländisch hochbunt und weiß 758—783 Gr 156—158 Mk.
inländ. bunt 726—761 Gr. 145—155 Mk.
inländisch rot 750—766 Gr. 153—$155\frac{1}{2}$ Mk.
Roggen: inländ. grobkörnig 726—741 Gr. 124 bis $124\frac{1}{2}$ Mk.
Gerste: inländisch große 650 Gr. 122 Mk.
transito große 603—618 Gr. 94—$99\frac{1}{2}$ Mk.
Erbsen: inländ. weiße 131 Mk.
Bohnen: inländ. 119 Mk.
Wicken: inländ. 122 Mk.
Hafer: inländ. 123—122 Mk.
transito $97\frac{1}{2}$ Mk.
Mais: transito 90 Mk.
Kleesaat: rot 142—156 Mk.
Kleie: Weizen- 7,50—7,95 Mk., Roggen 8,00 Mk.
Alles per Tonne von 1000 Kilogramm.
Rohzucker per 50 Kilogramm. Tendenz: ruhig. Rendement 88° Transitpreis franko Neufahrwasser 7,75 inkl. Sack Gd.

Amtlicher Handelskammerbericht.

Bromberg, 13. Februar.

Weizen 146—153 Mk. — Roggen, je nach Qualität 116—124 Mk. — Gerste nach Qualität 116—122 Mk., Brauware 125—132 Mk. — Erbsen: Futterware 125 bis 132 Mk., Kochware 145—155 Mark. — Hafer 120 bis 133 Mark.

Hamburg, 13. Februar. (Vormittagsbericht.) Kaffee. Good average Santos per März $28\frac{1}{4}$ Gd., per Mai $28\frac{1}{4}$ Gd., per September $29\frac{1}{2}$ Gd., per Dezember $30\frac{1}{4}$ Gd. — Behauptet.

Hamburg, 13. Februar. Zuckermarkt. (Anfangsbericht.) Rüben-Rohzucker I. Produkt Basis 88% Rendement neue Usance, frei an Bord Hamburg per Februar 16,05, per März 16,15, per Mai 16,45, per August 16,85, per Oktober 17,95, per Dezember 17,75. Stetig

Hamburg, 13. Februar. Rüböl ruhig, loko 49. Petroleum behpt. Standard white loko 6,95.

Magdeburg, 13. Februar. (Zuckerbericht.) Kornzucker, 88% ohne Sack 7,05—7,25. Nachprodukte 75% ohne Sack 7,00—7,20. Stimmung: Stetig. — Brodraffinade I ohne Faß $29,82\frac{1}{2}$. Kristallzucker I mit Sack $28,57\frac{1}{2}$. Gemahlene Raffinade mit Sack $29,57\frac{1}{2}$. Gemahlene Melis mit Sack $29,07\frac{1}{2}$. Stimmung: — Rohzucker I. Produkt Transito f. a. B. Hamburg per Februar 16,00 Gd., 16,20 Br., —,— bez., per März 16,10 Gd., 16,20 Br., —,— bez, pr. Mai 16,45 Gd., 16,50 Br., —,— bez., pr. August 16,80 Gd, 16,85 Br., —,— per Oktober-Dezember 17,85 Gd.. 17,90 Br., —,— bez. Stetig. Wochenumsatz 270 000 Ztr.

Vom Holzmarkt. Aus Warschau wird vom 8. Februar berichtet: Auf dem Holzmarkt herrscht weiterhin feste Tendenz. Die Kauflust ist rege und die Umsätze sind in fast allen Holzgattungen belangreich. Namentlich sind Balken, Timbers und Eichenplançons für Danzig lebhaft gefragt und erzielen gute Preise. Allem Anschein nach ist ein vorzügliches Frühjahrsgeschäft zu erwarten, da aus Deutschland gemeldet wird, daß dort die vorjährigen Bestände fast vollständig geräumt seien. Es wurden in der abgelaufenen Berichtswoche 15 000 hochfeine Bauhölzer (Schnittholz, 35 Kubikfuß) zu 72 Pfg. pro Kubikmeter frei Schulitz nach Preußen verladen.

Der Zigeunerbaron.

Erzählung von Carl Cassau. 2

(Nachdruck verboten.)

„Liebet Clemens," begann nun Herr Alois feierlich, „ich bin jetzt siebenundsechzig, habe ja erst spät geheiratet und es mir im Leben sauer werden lassen. Ich habe etwas vor mich gebracht und nur eine Tochter. Ich möchte das Kind vor meinem Tode gut aufgehoben und versorgt wissen! Sie sind ein braver junger Mann, fleißig und sparsam! Wie wäre es, wenn — nun, kurz herausgesagt — wenn Sie Flora heirateten?"

Gerhard Clemens ward blutrot und wußte vor gut gespielter Bestürzung nichts zu sagen, obwohl er dieses Ziel schon längst vor Augen gehabt.

„Herr Prinzipal," stotterte er, „Sie machen mich zum Glücklichsten aller Menschen!"

„Also könnten Sie Flora lieben?"

„Wenn Sie es erlauben Herr Prinzipal, ja!"

„Abgemacht!"

Er reichte ihm die Hand.

„Sagen Sie jetzt Papa zu mir, gehen Sie mit uns zur Kirche und verständigen Sie sich unterwegs mit dem Kinde; zu Mittag feiern wir Verlobung und in vierzehn Tagen ist Hochzeit! Die Aussteuer liegt längst bereit!"

Clemens war wirklich gerührt und küßte den alten Herrn herzinnig. Auf dem Kirchwege ward er bald mit der guten Flora eins und zur gewöhnlichen Tischzeit feierte man in aller Stille bei einigen Flaschen Rotwein die Verlobung.

Drei Wochen darauf läuteten die Glocken und das junge Paar schritt feierlich zur Kirche, wo die Trauung in aller Stille stattfand. Es waren nur wenige Hochzeitsgäste geladen, unter denen sich auch Herr Stadtschreiber Clemens befand. Man war trotzdem im Krämerhause sehr aufgeräumt und Herr Alois Schweininger versicherte wiederholt, daß dieses der glücklichste Tag seines Lebens sei.

Einige Tage nach der Hochzeit überraschte Herr Schweininger seinen Schwiegersohn mit der Bekanntmachung im Wochenblatt, daß er ihn zum Kompagnon angenommen, und nun war Clemens ein gemachter Mann.

Die Ehe zwischen Flora und ihrem Gatten war eine glückliche, obwohl Clemens sich mehr und mehr dem Geiz zuneigte. Besondere Freude herrschte im Hause bei der Geburt einer Tochter, die den Namen Felicia erhielt. Großpapa Alois konnte gar nicht müde werden, das Enkelkind auf den Armen zu tragen, das Geschäft überließ er mehr und mehr Clemens, der demselben auch mit Geschick vorstand.

Der alte Mann schien richtig geahnt zu haben, denn bald nach Felicitas glanzvollem Tauffeste starb er und einige Tage später auch seine alte Lebensgefährtin; Clemens war der einzige Erbe und somit plötzlich ein steinreicher Mann.

Das goldene Kalb beten sie auf Erden fast alle an. So wurde denn der bis dahin hinter seinen Heringsfässern sehr einseitig gewordene Clemens plötzlich aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und mit öffentlichen Ehrenämtern fast überladen. Aber geht es nicht immer so? Die Reichen gelten was, werden zu solchen Aemtern vorgeschoben und befördert, Redlichkeit und Kenntnisse aber — die sind Nebensache! Die Erwägung von Vorteilen auf der einen von Nachteilen, die man davontragen könne, auf der andern Seite bestimmt allein das Thun des Menschen! Wahrheit, Offenheit und Treue werden immer seltenere Ware! Durch seinen Anhang ward Clemens, kaum dreißig Jahre alt, zum Senator gewählt, eine Ehre, die ihn fast zu stolz machte. Schon fing er an, die Besuche bei seinem Bruder seltener und seltener werden zu lassen, bis sie zuletzt ganz unterblieben. Ja, Bruder Christoph war ja auch nur ein Stadtschreiber und er gehörte mit zum Stadt-Magistrat! Welch ein Unterschied! Ehrgeiz ist eine Zierde des Mannes, Ehrsucht ist eine Höllenqual. Clemens fand Geschmack an den ihm erwiesenen Ehren; er kam „in Zug", wie man zu sagen pflegt, und strebte nach Höherem.

Da kam wie aus heiterem Himmel der Blitz ein Schlag über das Haupt des Senators Clemens, der andere zerschmettert hätte; eine so zähe Natur aber wie diejenige von Gerhard Clemens überwand auch das.

Frau Flora wurde nun plötzlich krank und drei Tage später war sie zum ewigen Frieden hinübergeschlummert. Ihr letztes Wort war Felicia. Clemens wollte sich zuerst von Sinnen thun, hernach aber faßte er sich schnell und dekorierte am Begräbnistage selbst den Sarg seiner Gattin und erwies ihr die letzten Ehren.

Der Tod seiner Frau, die nun durchaus nötige Trennung von Felicia, welche in eine Pension kam, verknöcherte das Herz des Senators mehr und mehr; er hatte nur noch zwei Leidenschaften: Ehrsucht und Geldgewinnen. Diesen beiden Götzen opferte er täglich, daneben aber liebte er fast ebenso abgöttisch seine Tochter. Im nächsten Jahre verkaufte er sein Haus in der Dreilingsstraße vorteilhaft und bezog die Schloßstraße, wo er ein großes Geschäft errichtete, dessen Ergebnisse sehr glückliche waren.

* * *

Felicia war 18 Jahre alt geworden. Von der feinsten Pension kam sie aufs Konservatorium der Musik, bezog dann die Mal-Akademie und kehrte als eine Künstlerin zurück. Dabei hatte sich die junge Dame, die wie ein verkörperter Sonnenstrahl eine sehr liebliche Erscheinung darbot, gerade als wäre sie soeben einem der alten Meister von der Leinwand und aus dem Rahmen entschlüpft, die Güte und Reinheit eines echten Mädchenherzens bewahrt. Felicia, die Glückliche, hieß sie, und war sie nicht glücklich? Ja, sie war es, denn abgesehen davon, daß sie sich keinen Wunsch zu versagen brauchte, war auch die Liebe in ihr junges Herz eingezogen. Und die Liebe ist die Apotheose des Herzens; sie bringt alle die reichen Anlagen derselben zum keimen und zeitigt Frucht um Frucht edler Thaten! — Niemand ahnte etwas von dieser stillen Neigung der Jungfrau, am allerwenigsten aber Herr Gerhard Clemens, der sehr eifrig mit anderen Gedanken beschäftigt war. Es galt nämlich einen großen Schlag zu führen und die Stellung eines Stadtrates und Stellvertreters des Bürgermeisters zu erreichen. Dazu setzte er alle Hebel in Bewegung. So groß sonst sein Geiz war, so gab er doch in dieser Zeit den Armen manch ein reiches Almosen, erwies einflußreichen Personen hier und da Gefälligkeiten, die sonst nicht in seiner Art lagen, und suchte sich jedermann möglichst zu verbinden. Auch Felicia sollte zur Erklimmung dieser Ehrenstufe beitragen helfen! ein reicher, einflußreicher Schwiegersohn konnte ihm ja dazu nur förderlich sein! Er warf also zuweilen seinem Töchterchen Redensarten vom Heiraten, von Hochzeit und einer baldigen Verheiratung hin, über welche Felicia errötete; nie jedoch antwortete sie direkt darauf und Gerhard Clemens hatte vor ihrem klugen Köpfchen doch soviel Respekt, daß er nicht ernstlich in sie drang, sich darüber zu erklären. Eines Tages erschien atemlos im Komptoir der Firma Gerhard Clemens Bruder Christoph. Er brachte freudig erregt die Nachricht von der Ernennung Gerhards zum Stadtrat. Freudestrahlend nahm Gerhard die Meldung entgegen und schenkte dem armen Stadtschreiber in der ersten Aufwallung zehn Thaler. Er hätte dem Braven dankbar sein sollen, statt dessen verbot er Felicia den öfteren Besuch des Stadtschreiberhauses an der Mauer.

„Aber, Papa," widersprach zum ersten Male in ihrem Leben die Tochter, „es ist ja Dein Bruder; Agnes, meine Freundin, ist Deine Nichte und meine Kousine!"

„Nun ja, wir können diese Verwandtschaft leider nicht ableugnen, ich möchte aber so wenig wie möglich daran erinnert werden."

„Aber Papa!"

„Ich will es!" entgegnete hier Herr Clemens heftig. „Für Stadtrats schickt sich das nicht anders."

Felicia seufzte und besuchte ihr Kousinchen — heimlich. Die beiden Mädchen hatten sich ja viel zu erzählen. Agnes liebte einen jungen Postbeamten, und Felicia? — Sie brach oft in Thränen aus, bis Agnes den Grund derselben entdeckte. In Clemens Geschäft war ein junger Buchhalter, Leopold Brückner, der Sohn einfacher Eltern, ein geschickter Kaufmann und Korrespondent angestellt. Er war Clemens besonders lieb und wurde von ihm sogar ausgezeichnet. Leopold Brückner war eine hübsche, männliche Erscheinung und eine durchaus unverdorbene Natur; Felicia sehen und lieben war bei ihm eins. Er hatte dabei nicht im entferntesten an ihre Stellung ihm gegenüber, an ihren Reichtum gedacht. Als er sich dessen erinnerte, war es zu spät und beide hatten ihre Herzen an einander verloren. Felicia sah Leopold zuerst bei Tisch, dann auch hier und da bei einer Begegnung im Hause. Eines Tages ward Leopold sogar vom Stadtrat in einen entfernten Stadtteil geschickt, die Tochter aus einer Gesellschaft heimzugeleiten. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer Erklärung, die über die beiden jungen Herzen viel Wonne, aber auch viel Herzeleid bringen sollte.

So ging es ein Jahr lang fort. Mit Bruder Christoph hatte sich der Stadtrat jetzt ganz überworfen und Felicia durfte nicht mehr wagen, dorthin zu schleichen. Ein Zufall führte dann auch die Entdeckung des Liebesverhältnisses zwischen Leopold und Felicia herbei. Clemens schäumte vor Wut. Ein armer Kommis — wie er selbst einmal gewesen — hielt um eines Stadtrats Tochter an? Unerhört! Aber er hütete sich, zu verraten, daß er alles wisse. Er war gegen Leopold gütig wie immer, gegen Felicia noch liebevoller wie sonst. Jeder Eclat sollte vermieden werden. Als nun Felicia eines Tages des Vaters Stimmung für günstig hielt, gestand sie ihm alles. Viele Thränen flossen dabei aus den schönen Augen.

Halb scherzend, halb ernsthaft meinte er, Felicia habe sich auch wohl einen besseren Bräutigam aussuchen können.

„O, Papa", versicherte sie nun voll Eifers, „Leopold ist der beste Mensch!"

„Hoho! Nun ja, ich weiß ja. — Ich sage nicht nein, Felicia, aber veröffentlicht wird noch nichts. Schweige gegen jedermann, hörst Du? Macht sich Leopold Brückner für die nächste Zeit Deiner würdig, so mag es wohl sein."

Felicia war darob voller froher Hoffnungen. Leopold aber traute nicht recht dem Glücke, das so strahlend aus der Ferne leuchtete wie eine Fata morgana, die verschwindet, wenn man sie haschen will.

Im Geschäfte war ein altes Faktotum mit Namen Spieß. Der alte Mann, Vater einer zahlreichen Familie, spielte die Rolle eines Hausknechtes und Stiefelputzers im Clemens'schen Hause und wurde bald vom Chef, bald vom Personal, bald von Felicia zu allerlei Gängen benutzt. Den rief eines Abends, als die Leute sämtlich fort waren, der Herr Stadtrat ins Kontor und flüsterte lange mit ihm.

Aber der Alte schüttelte den Kopf:

„Nein, Herr Stadtrat, das kann ich nicht! Herr Brückner war stets so gut gegen mich; auch ernährt er seine alte Mutter!"

„Die alte Frau soll keine Not leiden, ich sorge bei Gott für sie!"

„Nein, Herr Stadtrat, ich kanns nicht."

„Gut! Da findet sich ein anderer. Wieviel Kinder habt Ihr, Spieß?"

„Acht, Herr Stadtrat."

Ihr seid von heute an entlassen!"

Da fiel der alte Mann vor Schrecken in die Knie und flehte um Mitleid, aber der Stadtrat fragte kalt:

„Wollt Ihr's thun? Ja oder nein!"

„Ach ja," jammerte der Alte, „Gott vergebe mir und Ihnen die Sünde! Der arme junge Mann!"

„Still!" gebot aber Clemens ihm Ruhe. „Sorgt für Euch und merkt Euch die Nummern gut!"

Er drückte dem Alten mehrere Bankscheine in die Hand und zahlte ihm blanke hundert Gulden auf, dann ging der alte Spieß weinend davon.

Einige Tage später gab es im Clemens'schen Kontor großes Halloh: Zwei Tausendmark-Scheine waren verschwunden, auch wurden noch andere Unregelmäßigkeiten in der Kasse entdeckt. Leopold war starr vor Schrecken. Es hatte doch immer alles gestimmt! Und wer sollte der Dieb sein? Der Herr Prinzipal ging finster umher, bis eines Morgens der alte Spieß hereinwankte und halb ohnmächtig berichtete: die vorliegenden Scheine, die er gleichzeitig überreichte, habe er beim Reinmachen des Zeuges in einen Rock des Herrn Leopold Brückner eingenäht gefunden.

Finster ließ Gerhard Clemens den jungen Mann rufen, der energisch seine Unschuld beteuerte. Aber der Schein war gegen ihn. Als infamer Dieb entlassen, konnte er nur noch froh sein, daß ihm der Stadtrat die Ueberfahrtssumme nach Amerika einhändigte, damit, wie er sagte, jeder Skandal vermieden werde. Und Felicia? — Sie war zu unerfahren und glaubte dem — Vater. Sie ließ in ihrem doppelten Schmerze um ihre angeblich verratene Liebe und die Täuschung im Charakter des Geliebten, Leopold gar nicht vor sich, sondern wandte sich voll Entsetzen von dem gemeinen Diebe ab. Da brach Leopolds Mut und verzweifelt schiffte er über den Ozean in die neue Welt!

Das hatte der Herr Stadtrat einmal wieder fein gemacht! Was kümmerte es ihn, daß der alten Mutter Leopolds das Herz brach, daß der alte Spieß wie in der Irre ging? Seine Ehre war gerettet, der lästige Gimpel, der eine reiche Erbin heiraten wollte, beseitigt, Felicia wieder frei. So hatte er es gewollt.

* * *

Dicht bei der Residenz lag ein kleines Städtel, malerisch zwischen zwei Bergreihen hingestreckt. Ganz am Ende, dicht bei der Kirche, lag die schmucke Pfarre.

Hier lagerte einst ein Haufe Zigeuner und als sie fort waren über alle Berge und man ihr Nest aufsuchte, da fand man — einen kleinen, überaus schönen Knaben darin versteckt. Der Herr Pfarrer Pisö, ein menschenfreundlicher Herr, nahm sich des Knaben, den niemand in der Gemeinde wollte, an und ließ ihm durch die Magd alle Sorgfalt angedeihen, bis er größer und größer ward und eine Fülle seltener Geistesgaben zeigte. Der Pfarrer schickte ihn in die Schule, gab ihm selbst Unterricht in den modernen Sprachen und setzte große Hoffnung auf ihn. Als aber der Knabe, der Zechy genannt wurde, konfirmiert war, da zeigte sich bei ihm eine schreckliche Erbanlage: die Kleptomanie. Er stahl wie ein Iltis und nahm zu sich, was niet- und nagellos war. Se. Ehrwürden suchten zuerst mit Vermahnungen durchzudringen, da diese aber nichts fruchteten, folgten harte Strafen. Die paßten nun dem Diebe nicht, und — eines schönen Tages war er davongelaufen. Der alte Pfarrherr tröstete sich damit, daß er vor sich hinmurmelte: „Art läßt nicht von Art!"

Zechy hatte sich dem Süden zugewandt und war türkischer Soldat geworden, der im Donaukriege es bis zum Offizier brachte. Aber auch hier mußte er seiner Manie wegen flüchtig werden. Er ging nach Rumänien, wo er sich die Papiere eines Barons Zechy, Leutnant in Königl. Rumänischen Diensten, aneignete, um von dort nach Wien zu flüchten. Hier abenteuerte er lange umher, ward zuerst Kellner, dann Kunstreiter und Musiker; hatte er doch die Geige erlernt. Mit einem Zirkus durchzog er die halbe Welt und kam so in ein Zigeunerdorf. Hier traf er die alte Marga, die Herrscherin seines Stammes und diese führte ihn zu den Zigeunern zurück, indem sie hüstelte:

„Blut läßt nicht von Blut!"

Was Zechy am längsten bei den Zigeunern festhielt, war die liebliche Mirzi, Margas Enkelin, die den wie Apollo schmucken, nur etwas bräunlichen Zechy ebenfalls gern sah. Beide wurden nach den Bräuchen jener Horden ein Paar, das einige Monate in Lust und Freude zusammen lebte. Der Stamm zog bald hierhin, bald dorthin. In Serbien machte man ein gutes Geschäft. Hier beraubte man eine Post und der schlaue Zechy wußte den größten Teil des Geldes an sich zu bringen, mit dem er in einer dunklen Nacht auf und davon war. Einige Zeit danach tauchte er in Wien als nobler Herr unter dem Namen eines Baron von Zechy wieder auf, führte ein lustiges Leben und schloß sich besonders Offizieren an, die ihn achtlos in ihrer Mitte aufnahmen und mit Empfehlungen nach unserer Residenz schickten, wo er Dienste nehmen wollte,

Hier erregte Zechy großes Aufsehen, teils wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, teils in anbetracht seiner Vielseitigkeit und seines geselligen Talents wegen. Er verkehrte stark in Offizierskreisen und lernte Felicia Clemens auf einem Balle kennen. Bald zeichnete er sie aus, und sie, die eben anfing, Leopold Brückner, den elenden, gemeinen Dieb zu vergessen, schien den schönen Ungarn — für einen solchen gab sich Zechy aus — auch nicht ungern zu sehen.

Der Stadtrat Clemens stand nun auf dem Gipfel seiner Wünsche! Hatte er sich nicht immer einen adeligen Schwiegersohn gewünscht? — Er kam dem Pseudobaron entgegen und bald war dieser im Hause eingeführt. Der junge Mann war Meister in allen Gesellschaftsformen, ritt wie ein Gott die wildesten Pferde, trank die besten Weine, spielte hoch und hatte allerlei kostbare Passionen.

(Fortsetzung folgt).

Bekanntmachung.

Für das neue Kalenderjahr wirr empfehlen angelegentlichst unser

Krankenhaus-Abonnement,

dessen wesentlichste Bestimmungen nachfolgen:

§ 1. Eine jede im Stadtbezirk wohnende oder daselbst Gemeindesteuer zahlende Dienstherrschaft erlangt gegen Vorausbezahlung von „Drei Mark“ auf das Kalenderjahr die Berechtigung zur unentgeltlichen Kur und Verpflegung eines in ihrem Dienst erkrankten Dienstboten im städtischen Krankenhause.

Außerdem wird den Dienstboten nachgelassen, sich in eigenem Namen für den Fall einzukaufen, daß sie hier in einem Gesindedienst erkranken sollten. Dagegen können Dienstboten, welche sich bereits im Krankenhause befinden, vor ihrer Entlassung aus demselben zum Einkauf nicht verstattet werden.

§ 1a. Der Einkauf giebt kein Recht auf kostenfreie ärztliche Behandlung und Gewährung von Medikamenten und anderen Heilmitteln außerhalb des Krankenhauses.

Auch sind Anträge zurückzuweisen, welche nur dahingehen, eine eingekaufte Person blos zu untersuchen ohne gleichzeitigen Aufnahme-Antrag.

§ 2. Die Anmeldung zur Teilnahme erfolgt bei dem Magistrat, der eine Liste der Eingekauften führt und nach Bezahlung des Beitrages an die Krankenhauskasse den Einkauf-Schein auf das Kalenderjahr aushändigt, womit der Vertrag geschlossen ist.

§ 3. Die Dienstboten werden nach Geschlecht und Art, als: Köchin, Hausmädchen, Kindermädchen, Amme, Kutscher, Bedienter, Acker-Knecht usw. angemeldet. Auf den Namen des Dienstboten kommt es dabei nicht an, vielmehr bleibt der vorfallende Gesindewechsel ohne Einfluß. Wer mehrere Dienstboten derselben Art hält, also z. B. mehrere Hausmädchen, muß alle zu dieser Art gehörenden Dienstboten anmelden und für sie Beiträge bezahlen.

Ein Dienstbote der einen Art kann nicht an die Stelle eines von einer anderen Art treten.

§ 4. Anmeldungen werden zu jeder Zeit angenommen. Das Anrecht auf freie Kur und Verpflegung tritt aber erst zwei Wocheu nach der Anmeldung ein. Die bei der Anmeldung bereits erkrankten Dienstboten haben keinen Anspruch auf freie Kur und Verpflegung.

Für die im Laufe eines Kalenderjahres eingekauften Dienstboten muß dennoch der ganze Jahresbeitrag von drei Mark bezahlt werden.

Bei Eingekauften, die vor Neujahr nicht abgemeldet werden, gilt das Vertragsverhältnis als stillschweigend für das nächste Jahr verlängert und sind dieselben sonach zur Zahlung des ganzen Beitrags für dasselbe verpflichtet.

§ 5. Wird ein Eingekaufter (Dienstbote, Handlungsgehilfe usw.) der Krankenhauspflege bedürftig, so ist dies unter Vorzeigung des Einkaufsscheines dem Buchhalter der Krankenhauskasse (Nebenkasse im Rathause) anzuzeigen, welcher den erforderlichen Schein zur Aufnahme in das Krankenhaus erteilt. In Notfällen ist sowohl der leitende Arzt, als auch die vorstehende Diakonis berechtigt, unmittelbar die vorläufige Aufnahme in das Krankenhaus zu veranlassen.

§ 6. Die Herrschaften sind verpflichtet, die erkrankten Dienstboten nach dem Krankenhause zu schaffen. Wird die Abholung mittels eines Korbes verlangt, so ist dafür vorher eine Mark an die Krankenhauskasse zu zahlen.

Unter den vorstehenden Bedingungen des Dienstboten-Einkaufs können auch Handwerks-Lehrlinge eingekauft werden; jedoch ist dabei zu beachten, daß für krankenversicherungspflichtige Lehrlinge, d. i. solche, welche vom Arbeitgeber Lohn oder Naturalbezüge empfangen, vom Lehrherrn **zuvor** Befreiung von der Versicherungspflicht bei der Ortskranken-Kasse beantragt und durch Letztere **bewilligt** sein muß.

Für Handlungsgehilfen und Handlungslehrlinge besteht ein im Wesentlichen gleiches Abonnement nur mit folgendem Unterschiede:

a) Das Einkaufsgeld beträgt sechs Mark für die Person.

b) § 3 der Abonnements-Bedingungen: Der Einkauf erfolgt auf den Namen und gilt nur für die namentlich bezeichnete Person; doch ist bei einem Wechsel derselben im Laufe des Abonnementsjahres das Abonnement auf den in deren Stelle tretenden und namhaft zu machenden Nachfolger übertragbar. Im Falle des Einkaufs des gesamten zu einem Geschäfte gehörigen Personals bedarf es nur der Angabe der Anzahl der einzukaufenden Personen und der von demselben bekleideten Stellungen.

c) § 1 Abs. 1 Kranken-Versicherungs-Gesetzes: Handlungsgehilfen und -Lehrlinge unterliegen der Versicherungspflicht nur, sofern durch Vertrag der ihnen nach Artikel 60 — jetzt § 63 — des Deutschen Handelsgesetzbuchs zustehenden Rechte (— auf sechswöchigen Gehalt und Unterhalt im Falle unverschuldeter Krankheit —) aufgehoben oder beschränkt sind.

Thorn, den 27. Dezember 1901.

Der Magistrat.
Abteilung für Armensachen.

Bekanntmachung.

Die laufenden **Kämmereibauarbeiten** für das Rechnungsjahr 1903 mit Ausnahme der Töpfer-, Zimmer- und Stellmacherarbeiten sollen neu vergeben werden.

Die Angebote haben in Auf- oder Abgeboten nach Prozenten auf die Preise des Preisverzeichnisses zu erfolgen, das ebenso wie die allgemeinen und besonderen Bedingungen für die Ausführung der Kämmereibauarbeiten im Stadtbauamt während der Dienststunden eingesehen werden kann.

Angebote sind verschlossen mit entsprechender Aufschrift bis zum **23. Februar** zu den folgenden Terminen an das Stadtbauamt einzureichen:

1. **Vormittags 11 Uhr** für Schmiede-, Schlosser- und Klempnerarbeiten,
2. **Vormittags 11¹/₄ Uhr** für Böttcher-, Tischler-, Glaser- und Malerarbeiten.
3. **Vormittags 11¹/₂ Uhr** für Maurer-, Dachdecker- und Pflasterarbeit n.

Thorn, den 6. Februar 1903.

Der Magistrat.

Verantwortlicher Schriftleiter Franz Walther in Thorn. — Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.

Beilage zu No. 39
der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Sonntag, den 15. Februar 1903.

Der Zigeunerbaron.

Erzählung von Carl Cassau. 3

(Nachdruck verboten.)

Bei dem Stadtrat wußte sich Baron von Zechy dadurch zu insinuieren, daß er hervorhob, wie reich er mit Gütern gesegnet sei; Felicia bestrickte er durch seine gesellschaftlichen Eigenschaften. Bald wußte es die ganze Residenz, daß Baron von Zechy der schönen Felicia Clemens den Hof mache und vierzehn Tage später war auf Zureden des Vaters die Verlobung vollzogen und Felicia glückliche Braut. Wie ein trüber Schatten zog es jetzt durch den Sonnenschein ihres Glückes, daß ihr Lebensschiff schon einmal an einer Klippe gescheitert war; sie lernte nach und nach Zechy ernstlich lieben.

* * *

Im Stadtrat Clemens'schen Hause wurden Vorrichtungen großartiger Natur für die Hochzeit getroffen. Felicia aber tändelte im Salon mit ihrem Verlobten und zeigte ihm die Juwelen und Diamanten, welche der Papa ihr zum Hochzeitsschmuck geschenkt.

Inzwischen kam der Polterabend heran. Baron von Zechy hatte sich bei den Offizieren etwas verspätet; er eilte aus dem Club heim, um sich zum Feste anzukleiden. Mitten auf der Straße hielt ihn plötzlich der Pfarrer Pisö an, der mit einem Wägelchen zur Stadt gekommen war, um in der Stadtregistratur ein Dokument nachzusehen.

„Zechy“, rief er laut, „bist Du's, Wetterjunge?“

„Zechy? — Allerdings bin ich der Baron von Zechy, mein Herr; aber wer sind Sie und was wünschen Sie von mir?“

„Ich bin Pisö, der Pfarrer, ich erzog Sie ja als Knaben!“

„Das ist ein Irrtum!“ gab jener schneidend zurück. „Zwar ist die Uebereinstimmung des Namens wunderbar, aber ich bin adelig und in Tyenau auf den Gütern meiner alten Familie erzogen!“

„Wunderbar? Ja, und diese Aehnlichkeit! Aber — jener war ja auch ein Zigeunerknabe!“

Da lachte der Baron:

„Ah, nun weiß ich! Mein Vetter Görgö soll eine Liebschaft mit einer Zigeunerin — — ganz richtig, Zechy hieß der Knabe; aber sie lief davon und beide sind verschollen!“

Der Pfarrherr setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort. Er suchte den Stadtschreiber auf und erzählte dort sein Abenteuer.

„Vater,“ unterbrach die beiden hier Agnes, die Freundin Felicias, „da fällt mir auch etwas ein!“

„Nun?“

„Ich habe mir Felicias Bräutigam einmal zeigen lassen, Alfred“ — „mein zukünftiger Schwiegersohn,“ erklärte hier der Stadtschreiber dem Pfarrherrn — „kennt ihn sehr gut! So gehe ich neulich durch die Judengasse und gucke durch Zufall in ein Fenster. Wen gewahrt mein Auge dort? Den Baron von Zechy. Er sprach mit dem Besitzer. Jener händigte ihm Geld ein und der Baron ging. Gleich darauf hängte der Jude einen kostbaren Ring mit blitzenden Steinen ins Fenster!“

„Und?“ fragte Herr Christoph sehr ernst.

„Weißt Du nicht, daß bei Christoph ein solcher Ring gestohlen ist?“

Da fuhr Herr Christoph auf:

„Mädchen, was sagst Du da? Ich muß doch meinen Bruder auf alle Fälle warnen!

Dann flüsterten Pfarrer und Stadtschreiber noch lange miteinander und der letztere wandte sich der Wohnung seines Bruders zu.

Er fand das Haus festlich geputzt und erleuchtet, am Eindringen in das Innere desselben hinderten ihn aber die Diener. Es half ihm wenig, daß er sich als den Bruder des Hausherrn legitimierte. Die ungezogenen Flegel lachten den Christoph Clemens, den ehrsamen Stadtschreiber der Residenz, aus. Endlich übernahm es einer, den Hausherrn zu benachrichtigen. Er hielt wirklich sein Versprechen, brachte aber die Antwort, der Herr Stadtrat habe jetzt keine Zeit, jemanden zu empfangen. Nun bat Christoph in Todesangst um eine Benachrichtigung der Braut. Gegen ein Trinkgeld übernahm der Diener auch diese Botschaft, kehrte aber mit der Nachricht zurück, Fräulein Felicia wolle den Onkel nach der Hochzeit empfangen, jetzt fehle es ihr an der Zeit.

Da geriet Herr Christoph in einen heiligen Zorn und schrie:

„Nun, so fahret in Euer Verderben; Ihr habt es selbst so gewollt!“

Damit ging er, unter dem Gelächter der Lakaien.

Groß war die Entfaltung der Pracht im Clemens'schen Hause während des Hochzeitsfestes: die feinsten Speisen, die besten Weine wurden genossen und einige Stunden nach der Trauung trat das Pärchen eine Hochzeitsrese nach Italien an.

Der Stadtrat aber sah den Stadtschreiber nicht wieder.

Das Abenteuer Pisös war nicht unbekannt geblieben, auch war von den Frauen des Stadtschreibers gewiß nicht reiner Mund gehalten worden, denn bald trug man sich über den Baron von Zechy allerlei phantastische Mutmaßungen zu, die aber am allerwenigsten der Wahrheit nahe kamen, dennoch aber den Stadtrat aufs tiefste gegen die Familie des Bruders erbitterten.

Eines Tages ritt der Baron durch den Stadtwald. Plötzlich tritt ihm ein altes häßliches Zigeunerweib in den Weg.

„Ho, holla, Zechy, mein Bub', wohin?“

Der Baron erblich, hielt mechanisch das Roß an und murmelte:

„Marga, die Alte des Stammes!“ Diese lachte häßlich und laut auf:

„Ja, die Alte! Bist zu den blonden Leuten gelaufen, Zechy, hast ein schönes Weib genommen und spielst den Baron, während Mirzi, meine Enkelin, sich wie der Tau in der Sonne sehnend nach ihrem Gatten verzehrt! Willst sie sitzen lassen, Zechy?“

Der angebliche Baron senkte den Kopf und fragte böse und sich scheu umsehend:

„Wo habt Ihr Euer Lager?“

„Drüben im Walde!“

Sie zeigte mit dem Krückstocke die Richtung.

„Gut,“ sagte er dann entschlossen, „ich komme morgen!“

„Bei dem Gotte des Lichtes?“ fragte die Alte mißtrauisch.

Er hob stillschweigend wie schwörend zwei Finger in die Höhe. Nun gab die Alte kichernd den Weg frei und Zechy jagte davon, als ob die böse Jagd hinter ihm sei.

Nachdenklich ritt er heim und fing von seinem Prozeß an zu reden. Man sage ihm, teilte er dem Stadtrat mit, daß er seine Sache persönlich am besten in Wien führen werde. Er werde es sich überlegen. — O, Zechy war ein Meister aller Ränke, er hatte über sich selbst nur zu wahr geurteilt!

Am andern Tage ritt Zechy auf einem Umwege durch den Wald in das Zigeunerlager, an dessen Eingange ihn ein junges Weib erwartete.

„Mirzi, Mirzi!“ rief er.

Schnell wie der Blitz schwang sie sich auf sein Roß und er jubelte:

„Eljen, eljen, es giebt nur ein Zigeunerleben!“

Als sie im Lager vor Marga standen, lachte Zechy;

„Da habt Ihr mich wieder und nun fort von hier!“

„Hi, hi,“ lachte darauf die Alte, „könnte Dich auch zwingen, mein Bub, wenn ich Dir einen tüchtigen Zigeuner-Klex in Dein hochbaronliches Wappen machte!“

Zechy hob die Reitpeitsche, aber Mirzi flehte:

„Es ist meine Ahne, Geliebter!“

Da sank die Hand und die Alte flüsterte:

„Kannst ihn ziehen lassen, Mirzi, er kommt wieder! Ich sehe es!“

Noch ein flammender Kuß, sie sprang leichtfüßig herab vom Araber und sah ihm nach, bis das Taschentuch schwenkend an der Waldsaumecke verschwand.

„Zigeunerblut verleugnet sich nie!“ — Am andern Morgen trat Baron von Zechy elegant gekleidet in das Kontor des Herrn Clemens ein.

„Guten Morgen, Papa,“ sagte er mit der weichsten Modulation seines biegsamen Organs, „was ich fragen wollte, haben Sie Verbindungen in Wien?“

„Gewiß! Meine Geschäftsfreunde Blankenberg und Kompagnie!“

„Gut, Papa! Geben Sie mir einen Wechsel in Blanco, den ich dort umsetze! Ich will meine adelsstolze Familie jetzt zwingen, mein Vermögen herauszugeben. Keinesfalls geht es länger an, daß wir aus Ihrer Tasche leben! Felicia ist auch dieser Ansicht!“

„Sehr gut!“

„Ja, da muß ich nun doch meinem Advokaten einen angemessenen Vorschuß zahlen! Sie wissen ja, daß diese Leute nichts ohne Vorschüsse thun! Ich werde auf den Wechsel nicht mehr entnehmen als nötig thut; für Reisegeld sorgt Ihre bekannte Generosität ja doch!“

Der Stadtrat seufzte und antwortete dann: „Allerdings, mein lieber Sohn! Aber wäre es nicht besser, eine bestimmte Summe in den Wechsel zu setzen? Sagen wir also beispielsweise zehntausend Gulden!“

Zechy lachte ungezwungen laut auf: „Papa, Papa, zehntausend Gulden? Wohin denken Sie, Papa? — Einige, vielleicht zwei- bis dreitausend Gulden, werden vollständig genügen, vielleicht kaum so viel! Wozu sich mit mehr Geld belästigen? Nein, lieber Papa, geben Sie mir nur ein Blankett!“

Der Stadtrat brummte etwas von noblen Alluren in den Bart und der sonst so Vorsichtige traute und gab den Wechsel in Blanco, den Zechy gelassen in sein Portefeuille schob. Er fügte einige hundert Gulden in Gold als Reisegeld mit gnädigem Kopfnicken bei, drückte dem Stadtrat die Hand und meinte:

„Werde mich zu revanchieren wissen, lieber Papa! Will aber nun Adieu sagen!“

„Wollen Sie Felicia nicht mitnehmen, lieber Sohn?“ fragte nnn Gerhard Clemens. „Sie hat Wien noch nicht gesehen und würde sich angemessen zerstreuen!“

„Gewiß!“ gab Zechy zurück. „Unbedingt müßte sie mit mir, aber es wird schon kalt und frostig und in ihrem Zustande — Sie verstehen mich doch, Großpapa? — wäre es Thorheit zu reisen!“

„Wie?“ fuhr da der Alte freudig auf. „Ist es wirklich wahr?“

„Ganz zuverlässig!“

Der Stadtrat umarmte den braven Schwiegersohn, der ihm baldige Großvaterfreuden in Aussicht stellte und meinte dann: „Gut lieber Sohn, bleiben Sie nicht zu lange!“

„Nicht länger als nötig, adieu!“

Er ging, eine Arie trällernd, davon und nahm herzlich von Felicia Abschied.

In der nächsten Stadt traf Zechy mit Mirzi zusammen, kaufte ihr feine Kleidung und reiste mit ihr nach Wien, wo man das beste Hotel bezog. Andern Tags wurde der auf sechzigtausend Gulden lautende Wechsel bei Blankenberg u. Co. präsentiert und anstandslos honoriert. Als Zechy das Geld sah, lächelte er bei sich: „Dieser Aderlaß wird dem alten Narren wohlthun!“

Mit dem nächsten Zuge verließen Baron von Zechy nebst Mirzi Wien und eilten mit dem Jagdzuge nach Havre de Grace. Von hier aus ging ein Brief an den Stadtrat ab, worin der Zigeunerbaron offen seinen Betrug eingestand. Dann betrat das saubere Pärchen ein Auswandererschiff, welches sie nach der neuen Welt bringen sollte.

* * *

Die fortwährende Erbitterung des Stadtschreibers, geschürt durch höhnende Worte Gerhards, mußte sich endlich einmal Luft machen und so hatte der brave Mann gegen den Polizeikommissar von dem Ringe geplaudert.

Eines Tages kam dieser Herr in des Stadtrats Haus und begehrte den Hausherrn insgeheim zu sprechen.

Neugierig führte Gerhard Clemens ihn in den Salon, wo der Mann den Ring hervorzog.

„Ist dieses der Ihnen gestohlene Ring?“

Der Hausherr besah den Ring und rief dann lebhaft: „Allerdings, wo ist er gefunden?“

„Bei dem Juden Löwy in der Judengasse!“

„Und wer hat ihn dort verkauft?“

„Der Baron von Zechy und zwar um zweihundert Gulden!“

„Wer? Das muß ein Irrtum sein!“

Der Kommissar zuckte die Achseln und fuhr dann fort:

„Der Offiziersclub hatte gerade eine Ausweisung gegen den Baron erlassen, als er abreiste; es soll, so lange derselbe dort verkehrte, manches abhanden gekommen sein!“

„Und was hätte das mit meinem Schwiegersohne zu thun?“

Der Kommissar zuckte wieder die Achsel. Indem brachte der Kontordiener auf einem silbernen Teller die Briefschaften.

„Erlauben Sie?“ fragte der Stadtrat und griff nach Zechys Schreiben, welches oben auf lag. Rasch hatte er es erbrochen und durchflogen, dann that er einen gräßlichen Schrei:

„Mein Geld! Meine Tochter!“

Und ohnmächtig sank er vom Sofa. Der Kommissar hob ihn auf, dann griff er nach dem Briefe, den er aufmerksam las und sagte:

„Unglücklicher, verblendeter Mann! Arme Frau!“

Als der Stadtrat wieder zu sich kam, suchte ihn der Kommissar zu trösten und meinte:

„Ich wußte es seit heute früh, daß der Baron von Zechy ein Betrüger ist, der wegen Hochstapelei schon 6 Monate im Spinnhause zu Neusiedel gesessen!“

„O die Schande!“ preßte der Stadtrat hervor.

„Darum will ich Ihnen einen guten Rat geben: leiten Sie sofort die Scheidung ein! Ihre Tochter freilich dauert mich; sie ist nun nichts als das Opfer dieses Schurken!“

Er ging.

Das waren nun harte Gänge für den ehrsüchtigen Stadtrat. Die Scheidung ward sofort eingeleitet, Zechy steckbrieflich verfolgt. Es war freilich zu spät, denn er war mit seinem Raube schon entkommen. Das arme unglückliche Weib aber verfiel in eine schwere Nervenkrankheit, die mit einer zu frühen Entbindung endigte. Glücklicherweise starb das Kindchen, ein lieblicher Knabe, ein paar Stunden nach der Geburt schon und Felicia gewann unter der Pflege ihrer Kousine Agnes, die der Stadtrat nicht zurückzustoßen wagte, bald frische Kräfte. Wenn Agnes sie aber zu trösten suchte, lächelte Felicia bitter.

„Nein, liebe Agnes, mit mir ist's aus; ich bin zweimal betrogen worden!“

Die arme Frau verkaufte nun alles, was sie besaß und zog wieder zum Vater.

Gerhard Clemens, der eben wieder so reich werden wollte, wie zuvor, ließ sich jetzt auf Spekulationen ein, die ihn bald an den Rand des Verderbens brachten.

Eines Abends ließ ihn Spieß an sein Sterbebett rufen und sagte zu ihm: „Herr Stadtrat, ich habe es dem Herrn Pfarrer gestanden, daß Brückner unschuldig war; ich habe alles auf mich genommen, daß Sie Bescheid wissen; denken Sie dafür an meine Kinder!“

„Das will ich!“ rief er und eilte voll Grauen davon; er konnte keinen Sterbenden sehen.

Spieß starb und ward begraben und durch eine öffentliche Gerichtsverfügung der gute Name Leopold Brückners wieder hergestellt.

Gerhard Clemens aber sank immer tiefer; endlich stand er vor dem Bankerott. Ihm gehörte nichts mehr, auch die Stadtratswürde hatte er längst niederlegen müssen. An einem dunklen Februarnachmittage ging er langsamen Schrittes auf den Friedhof. Lange stand er an der marmornen Denksäule in Form eines Obelisken, die er seiner verstorbenen Gattin Flora hatte setzen lassen. Schwer seufzte er auf, dann zog er einen Strick aus der Tasche, schlang ihn um den Obelisken und schürzte den verhängnisvollen Knoten. Dann verging ihm die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, tönten englische Laute an sein Ohr, ein Mann beugte sich über ihn und der Totengräber leuchtete ihm ins Gesicht. „Mein Gott, Felicias Vater!“ rief der Fremde. Abends spät geleitete der Fremde, in dem wir sofort Leopold Brückner wiedererkennen, den alten Herrn in das Haus des Stadtschreibers. Liebevoll nahm man den Unglücklichen auf und bewachte ihn sorgfältig.

Warum soll ich noch in die Länge ziehen, was ich noch erzählen muß? Leopold war heim gekommen und hatte zuerst das Grab seiner Mutter besucht. So fand er den Ex-Stadtrat und schnitt ihn los.

Felicia sah nächsten Tages Leopold auch wieder. Sie bat ihn um Verzeihung und erzählte ihm dann, wie sehr sie gestraft worden.

Der unglückliche Ex-Stadtrat dankte dem edlen Brückner mehr als das Leben. Leopold war in New-York Besitzer einer großen Handlung und zu Ende des Sommers reisten Vater und Tochter, letztere als Leopolds glückliche Gattin, mit in die neue Welt. Das Alte war für immer abgethan!

Eines Tages legte Leopold stillschweigend den New-York-Herald auf den Tisch. In dem Blatte war ein Artikel blau angestrichen. Er lautete: „Ein Hochstapler der gefährlichsten Sorte, ein Zigeuner, ist hier ergriffen worden, als er eben unter dem Namen eines Barons von Zechy einen Juwelier der Broadstreet schröpfen wollte. Die irdische Gerechtigkeit hat wieder ihre Sühne gefunden, indem er heute früh sechs Uhr in Hobokon gehängt ist.“

Jetzt trübte auch kein Schatten mehr das Glück der Familie Brückner, Papa Clemens spielt als silberhaariger Greis mitten unter seinen blühenden Enkeln. Ende.

208. Königl. Preuß. Klassenlotterie.

2. Klasse. 1. Ziehungstag, 13 Februar 1903. Vormittag.
Nur die Gewinne über 116 Mk. sind in Klammern beigef.
(Ohne Gewähr. A. St.-A. f. Z.) (Nachdruck verboten).

25 30 59 94 161 235 757 992 **1**004 20 206 88 336 56 469 586 96 696 723 943 57 **2**074 321 23 518 (94 779 804 87 **3**072 188 204 322 34 90 494 553 953 83 **4**518 773 896 904 **5**068 95 121 385 405 543 685 **6**032 541 49 (500) 58 758 94 854 61 973 74 **7**253 363 434 81 599 600 85 834 45 **8**058 86 202 51 377 454 618 715 79 975 **9**017 60 146 289 98 501 787 974

10072 324 84 829 **11**047 58 73 144 47 315 56 464 525 44 617 801 47 **12**066 80 290 425 36 42 89 703 85 821 906 41 52 76 91 **13**103 (3000) 270 331 581 617

110065 78 87 281 475 610 801 **111**157 58 86 212 31 790 **112**011 216 47 301 (200) 945 **113**149 205 399 736 **114**031 329 77 489 502 9 17 43 65 656 709 21 **115**040 130 449 500 633 834 955 60 64 82 **116**040 81 245 54 368 487 512 609 800 13 901 18 55 **117**072 82 107 20 243 305 400 756 833 **118**279 314 47 403 639 836 61 84 906 **119**047 97 148 209 355 81 590 725 29 816 97

120002 86 288 529 51 55 825 970 **121**299 487 500 22 769 901 **122**048 61 375 676 944 **123**205 399 408 701 71 818 933 **124**176 422 30 621 870 **125**099 148 53 662 63 81 839 **126**349 457 587 642 61 784 985 93 **127**104 (200) 417 24 67 95 665 814 **128**018 44 293 400 17 42 81 526 (1000) 33 83 706 81 826 961 **129**039 52 93 104 30 46 415 69 526 60 81 649 772 82 818 91

108097 119 31 288 99 (500) 362 67 78 83 533 71 619 933 89 **109**076 229 317 466 96 649 79 829 93

445 69 92 594 623 714 827 973 **223**154 335 416 522 98 705 68 843 989 **224**038 293 415 33 648 820 90

208. Königl. Preuß. Klassenlotterie.

2. Klasse. 1. Ziehungstag, 13. Februar 1903. Nachmittag.
Nur die Gewinne über 116 Mk. sind in Klammern beigef.
(Ohne Gewähr. A.-St.-A. f. Z.) (Nachdruck verboten.)

71 131 72 258 359 434 50 567 601 66 89 787 925 30 71 **1**027 141 512 775 92 **2**014 32 131 58 247 679 818 96 992 **3**045 70 76 369 492 504 650 785 956 **4**205 356 423 92 508 641 714 881 **5**181 244 59 763 67 963 **6**179 224 313 411 25 516 **7**033 44 72 268 602 705 24 817 928 **8**139 314 94 792 **9**095 338 546

10249 471 710 805 961 **11**005 375 426 631 48 844 950 **12**226 415 563 **13**047 82 164 207 73 365 449 96 542 63 708 19 906 26 80 **14**061 224 528 74 **15**072 175 274 310 452 89 500 16 805 44 55 900 **16**391

88 204 32 401 654 850 **106**044 512 24 661 71 92 914 **107**052 92 279 378 420 41 641 73 84 829 50 **108**027 86 175 224 520 756 940 90 239 430 619 725 843 58

110068 154 256 352 893 910 **111**043 282 31 32 63 82 84 707 **112**045 162 219 74 697

(200) 901 **113**234 464 99 562 94 604 88 716 **114**040 189 212 496 (500) 749 808 51 (200) 98 **115**000 **116**038 109 206 38 84 347 97 446 500 44 615 98 831 61 931 **117**092 268 426 511 27 613 22 726 **118**026 27 153 265 68 416 842 982 98 **119**001 62 67 178 80 91 234 83 314 34 851

120000 183 321 498 674 841 957 **121**021 74 246 76 491 519 73 628 733 50 54 951 **122**804 **123**013 83 (300) 198 229 342 599 730 817 25 965 **124**027 72 142 388 736 813 920 **125**001 11 81 261 491 914 47 74 **126**032 193 338 414 70 72 97 516 664 745 88 950 **127**039 213 62 442 79 721 842 955 70 **128**146 406 590 700 94 890 **129**240 314 46 66 80

130071 130 53 285 416 (200) 47 554 624 **131**237 314 45 (300) 538 684 758 821 **132**019 101 31 33 77

182 440 41 54 713 **214**093 109 321 43 47 420 744 45 **215**057 173 (200) 87 245 99 399 618 889 984 **216**024 130 44 98 307 415 516 22 52 623 716 34 55 92 (1000) 855 910 26 **217**055 80 265 80 422 40 87 630 34 731 (500) 99 **218**053 192 241 75 (200) 386 424 549 616 35 43 856 919 40 62 **219**060 118 48 262 409 18 52 685 851 947

220135 81 85 244 393 406 34 89 (200) 552 691 708 803 907 14 31 **221**115 30 200 40 50 392 770 **222**157 834 979 **223**002 29 141 49 92 225 53 371 484 556 600 836 **224**107 31 45 455 523 732

Im Gewinnrade verblieben: 1 Gew. à 45000 Mk., 1 à 30000 Mk., 1 à 15000 Mk., 1 à 10000 Mk., 1 à 5000 Mk., 1 à 3000 Mk., 8 à 1000 Mk., 13 à 500 Mk., 35 a 300 Mk.

Verantwortlicher Schriftleiter Franz Walther in Thorn. — Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m b. H., Thorn.

Unterhaltungsblatt
der
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 39. Sonntag, den 15. Februar. 1903.

Die Macht der Finsternis.

Russischer Sitten-Roman vom Fürsten J. v. Lubomirski.

(5. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Es konnte schon gegen neun Uhr abends sein, als die Fenster im Bureau des Abteilungschefs noch ganz hell erleuchtet waren. Trotz der späten Stunde arbeitete Schelm noch. Ihm gegenüber saß sein früherer Kollege von der Jurisprudenz, Müller von Müllershausen. Die Unterredung der alten Bekannten mußte bereits ziemlich lange gedauert haben, wie sich aus ihren leidenschaftlich erregten Gesichtszügen schließen ließ. Besonders in Müllers Gesicht spiegelte sich eine nicht geringe Aufregung wieder; in seinen Augen glühte ein seltsames Feuer.

„Ich habe dir schon einmal gesagt," sprach er zum Abteilungschef. „Ich bin zu allem bereit, was du befiehlst! Der gerade Weg ist mir für immer zum Ekel geworden. Noch gestern ließ ich mich von besseren Gefühlen leiten und gab mein letztes Geld Leuten, die noch ärmer waren als ich. Das ist mir sehr gut bekommen: heute habe ich selber den ganzen Tag über nichts im Munde gehabt!"

„Desto eher wirst du es begreiflich finden, daß ich mich auf eine solche Halsabschneiderei nicht einlasse," sagte Schelm. „Du bist in den Forderungen nicht vernüftig."

„Ich wiederhole dir: soll ich den Pfad der Ehre verlassen, so will ich dafür wenigstens gut bezahlt werden. Ich habe dir einen festen Preis genannt: 10 000 Rubel sofort bar und eine jährliche Einnahme von derselben Höhe während der ganzen Dauer meiner geheimen Mission."

„Aber, lieber Freund, erwäge doch einmal selber, was für Forderungen du stellst. Ich habe ja selber nur ein Gehalt von jährlich 15 000 Rubeln! Wenn ich dir nun sofort 5000 davon auszahle und dann noch die sonstigen Kosten bestreite, so nehme ich mir ja selber das Brot vom Munde; täte ich noch mehr, müßte ich mich zu Grunde richten."

„Was geht denn mich dein Ruin an? Glaubst du etwa, ich verkaufe mich dir, um dir einen Gefallen zu erweisen?"

„Woher soll ich denn mit einem Male eine derartige Summe nehmen?"

„Wer zu einem so hohen Amte kommt, darf sich aus erbärmlichen 10 000 Rubeln nichts machen. Uebrigens weißt du ja sehr wohl, daß, wenn die Sache gelingt, die Auslagen hundertfach wieder einkommen."

Plötzlich schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben, denn er langte in seine Tasche, zog eine schwere Brieftasche hervor und sagte zu Müller:

„Kann ich wenigstens auf Treue und blinden Gehorsam deinerseits rechnen?"

„Wie ich auf gutem Wege zuverlässig war, werde ich auf bösem nicht aufhören, es zu sein. Sobald ich deine Bedingungen angenommen, gehöre ich dir ganz."

Schelm öffnete die Brieftasche, nahm daraus ein Päckchen Banknoten und begann, sie bedächtig zu zählen. Beim Anblick des Geldes blitzten Müllers Augen vor Verlangen. Schelm zählte die Banknoten durch, heftete sie mit einer Stecknadel zusammen und sagte dann schließlich:

„Hier hast du die verlangten 10 000 Rubel!"

Müller streckte lebhaft seine Hand aus.

„Einen Augenblick," unterbrach Schelm. „Wer bürgt mir dafür, daß du, einmal im Besitze dieser Geldsumme, dein Versprechen hältst?"

Müller richtete sich würdevoll auf.

„Mein Wort soll dir genügen!" sagte er dann.

Schelm lachte höhnisch auf.

Dieses herausfordernde Lachen traf Müller ins Herz. Sein Gesicht war leichenblaß geworden und ein Ausdruck stummen Schmerzes verzog seinen Mund.

„Höre mal, Freund!" sprach er mit unterdrückter Stimme. „Wir haben auf derselben Schulbank gesessen. Du kannst mir heute einen Gefallen erweisen, für den ich dir mein Lebtag verbunden sein werde. Du hast da eine große Summe Geld in der Hand. Damit willst du mich kaufen, und zwar zu schlechten Zwecken. Tue noch mehr. Leihe mir den hundertsten Teil dieses Geldes. Ich werde dir einst die hundert Rubel abgeben, meine Ehre bewahren und anfangen, zu arbeiten. Tue das, und du wirst ein gutes Werk getan haben."

Schelm nahm seine Brille ab und betrachtete Müller wie ein ganz sonderbares Wesen. Endlich wandte er sich ab und sagte trocken:

„Ich verstehe dich nicht."

Müller faßte sich schnell und erwiderte:

„Ich bin ein Narr. Wie konnte ich bei Schelm auch auch nur den Schatten eines edlen Gefühls voraussetzen. Gib her, ich bin zu allem bereit."

Schelm entgegnete trocken:

„Du mußt mir einen Schuldschein über diese Summe und die schriftliche Versicherung geben, daß du meine Befehle ausführen wirst. Seit fünf Minuten wächst mein Mißtrauen dir gegenüber."

Der Kurländer atmete freier auf.

„Wenn es sich nur darum handelt, gern! Diktiere, was du willst, ich unterschreibe alles."

Schelm diktierte:

„Ich habe vom Abteilungschef im Ministerium des Innern die Summe von zehntausend Rubeln erhalten als Bezahlung der Bemühungen und Schritte, welche ich zu tun mich verpflichte behufs schleuniger Entdeckung sämtlicher Motive und Verzweigungen der Verschwörung —"

Schelm hielt inne. Müller hob seine Augen zu ihm auf. Ihre Blicke trafen sich.

„Wie wollen wir sie nennen?"

„Schreib La . . . Laß noch für einige Buchstaben

Platz. Wenn die Sache gelingt, versteht jeder, was das zu bedeuten hat."

Müllers Hand zitterte nicht, er schrieb die genannten Buchstaben hin. Schelm erhob sich und sah dem Schreibenden über die Schulter. In den Falten des Vorhanges zeigte sich auf einen Augenblick der Kopf Nikolaus Popoffs. Schelm diktierte weiter:

„Ich verpflichte mich, Herrn Schelm als Agent zu dienen."

Müller warf Schelm wieder einen flehenden Blick zu, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht.

„Was hast du gesagt?" fragte er dann mit röchelnder Stimme.

„Als Agent?" wiederholte Schelm. „Und nun unterschreibe deinen vollständigen Namen nebst allen Titeln." Nach einer Pause sagte er: „Bist du fertig?"

„Ja," antwortete Müller so leise, daß Schelm es kaum hören konnte.

Nunmehr schob der Abteilungschef dem Mann, der sich ihm verkauft hatte, das Geld zu und verschloß darauf den von Müller unterschriebenen Kontrakt und Schuldschein sorgfältig in ein Schubfach seines Schreibtisches. Hierauf nahm er eine steife Haltung an: kühl, hart und trocken, wie er es seinen Untergebenen gegenüber stets war, sagte er: „Du wirst nunmehr jeden Freitag zu derselben Stunde hierherkommen, um mir über den Erfolg deiner Bemühungen und Arbeiten Bericht zu erstatten. Jetzt brauche ich dich nicht mehr; du kannst gehen, wohin du willst."

Müller verneigte sich und begab sich aus dem Bureau in das anstoßende Zimmer. Er fand dort einen Beamten, der das Erlöschen der auf dem Kamin noch glimmenden Kohlen aufmerksam zu verfolgen schien. Beim Geräusch des Türschließens wendete sich der Beamte schnell um.

„Nikolaus Popoff!" rief Müller erstaunt aus. „Wie kommen Sie hierher?"

„Still, still, Herr Nachbar!" flüsterte Nikolaus. „Schelms Güte hat mir meinen Abschied eingebracht. Ein gefälliger Kollege hat mir gestattet, heute noch meinen Dienst zu tun, und ich hoffe, mir meine Begnadigung zu verdienen. Aber wie kommen Sie hierher, Herr Nachbar? Ich sah Sie zwar eintreten, ich traute jedoch meinen eigenen Augen nicht."

„Ich habe mich inzwischen Ihrer angenommen," entgegnete Müller, ohne auf die Worte des Beamten zu achten, „und habe eine Stelle für Sie ausfindig gemacht, welche jedenfalls besser ist, als die, welche Sie hier bekommen würden, selbst für den Fall, daß Schelm Ihnen zu vergeben die Güte haben wird, was ich allerdings bezweifeln möchte."

„Herr Nachbar, was sind Sie denn eigentlich?" fragte der Beamte erstaunt.

„Das kann Ihnen gleichgiltig sein! Ich bin imstande, Ihnen einen großen Dienst zu erweisen. Gehen Sie gleich morgen Vormittag nach der englischen Straße Nr. 17 und fragen Sie dort nach dem Grafen Wladimir Lanin. Ich habe Sie ihm empfohlen. Er will Sie als seinen Sekretär anstellen mit einem Monatsgehalt von hundert Rubeln nebst freier Station. Ich kehre in meine frühere Wohnung nicht mehr zurück. Nehmen Sie sich, was sich dort vorfindet; es ist zwar nichts von Belang, aber —"

Nikolaus Popoff machte immer größere Augen.

„Herr Nachbar, was hat das zu bedeuten? Gestern waren Sie eben so arm wie ich, und heute!"

„Sie brauchen ja nichts anzunehmen, wenn Sie Skrupel haben," unterbrach ihn Müller. „Ich wiederhole nur eins, daß ich Sie gestern meinem Freunde, dem Grafen Lanin, empfohlen habe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie konnten gestern noch eine Gefälligkeit meinerseits annehmen, weil ich wohl ein ebenso ehrlicher Mensch war, wie Sie."

In den Worten des neuen Agenten Schelms malte sich eine solche Aufrichtigkeit, daß der Beamte ihm die Hand reichte.

„Ich glaube Ihnen ja, Herr Nachbar, und danke Ihnen von ganzem Herzen. Was kann aber seit gestern geschehen sein?"

„Ich empfehle mich," brach Müller kurz ab und verschwand in den Windungen des Korridors.

Sobald Schelm allein war, stand er auf, sah nach der Tür, um sich zu überzeugen, ob sie verschlossen war, zog Gardinen und Portieren fester zusammen, näherte sich dem Bilde Alexanders und drückte auf eine Feder: Das Porträt machte eine Wendung und legte ein in der Mauer befindliches geheimes Fach bloß. In demselben Augenblicke hatte Nikolaus Popoff ganz leise die Tür geöffnet und war auf den Fußspitzen in das Büreau getreten. Schelm hatte nichts gehört: er zog ein in der Nische verstecktes Päckchen Schriftstücke hervor und fügte zu denselben sehr sorgfältig Müllers Schuldschein hinzu. Wiederum berührte er die Feder, und das Bild des Zaren kehrte auf seinen früheren Platz zurück. Tief in Gedanken versunken, ließ sich Schelm auf einen in der Nähe stehenden Sessel nieder und murmelte vor sich hin:

„Ich brauche durchaus Geld. Dieser Lump hat mir nun schon 10 000 Rubel gekostet; wenn ich auch meinen ganzen Besitz verkaufen und mir alles versagen wollte, könnte ich kaum zweimal so viel zusammen bringen. Und was wollte das sagen? Ich müßte durchaus 100 000 Rubel zur Verfügung haben, um ein so riesiges Werk zu Ende zu führen. Woher eine solche Summe nehmen?

Popoff, der dicht an der Wand stand, machte absichtlich ein kleines Geräusch. Schelm sprang sofort auf und stürzte wie ein Tiger auf ihn los.

„Wer sind Sie? Wie wagten Sie es, hier einzutreten?" schrie er, ganz außer sich. „Antworten Sie! Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Nikolaus Popoff und war bis zum gestrigen Tage im Ministerium des Innern angestellt," sagte Nikolaus ruhig.

„Popoff!" rief Schelm wütend, „ich habe Sie ja eben fortjagen lassen. Wie wagen Sie es, hierher zurückzukommen?"

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte das wirre Gehirn des Abteilungschefs. „Wie lange stehen Sie schon hier?" fragte er mit röchelnder Stimme.

„Einen Augenblick, und ich habe die Worte Ew. Exzellenz gehört."

„Also gehört, und das gestehen Sie ein, frecher Mensch?"

Während Schelm diese Worte sprach, wandte er sich nach seinem Schreibtische, um die dort stehende Schelle zu ergreifen. Popoff ließ dies jedoch nicht zu, indem er zwischen seinem früheren Chef und dem Tische Stellung nahm. Schelm entfärbte sich vor Wut.

„Frecher Mensch!" schrie er wiederum, „willst du unter der Knute deinen Tod finden?"

„Etwas ruhiger, Exzellenz," entgegnete Popoff mit einem Beigeschmack von Hohn; „ich bin hierher gekommen, um Ihnen einen bedeutenden Dienst zu erweisen."

„Einen Dienst? Du mir! Holla, ist dort jemand?"

Seine Stimme durchdrang jedoch kaum die schwere Portière. Popoff ließ sich nicht einschüchtern und fuhr also fort:

„Ich kann Ew. Exzellenz mit dem verlangten Gelde dienen!"

Die feste Stimme des früheren Beamten beruhigte Schelm und ließ ihn zur Besinnung kommen.

„Sprechen Sie, was wollen Sie von mir?" fragte er, indem er Platz nahm.

„Exzellenz haben mich aus dem Ministerium entfernt, während ich mit meinem bescheidenen Gehalte meine Mutter und meinen jüngeren Bruder unterhielt. Ich will nun die verlorene Stelle wiederum erringen, weil sie mir durchaus nötig ist. Ich mache deshalb Ew. Exzellenz folgenden Vorschlag: Wenn ich Ihnen Mittel an die Hand geben sollte, die verlangten Fonds zu bekommen, darf ich dann darauf rechnen, daß Sie mich wieder aufnehmen und meine gestrige Entlassung wieder rückgängig machen?"

„Darum ist es Ihnen also zu tun?" sagte Schelm wunderbar erleichtert. „Wollen sehen, wollen sehen. Was haben Sie weiter zu sagen?"

„Exzellenz, ich habe ziemlich lange in der Kasse gearbeitet. Ich weiß deshalb, daß der Hauptkassenrendant zur Verfügung des Ministers des Innern stehende geheime Fonds hat. Durch den Abteilungschef des Ministers können diese Fonds erhoben werden. Der gegenwärtige Kassierer kennt mich sehr gut, ich hatte unter seiner Aufsicht gearbeitet —"

„Weiß ich denn dies alles nicht ganz genau?" fragte

Schelm. „Wie wird aber der Minister mich bevollmächtigen, aus jenem Geheimfonds eine so große Summe zu erheben?“

Popoff unterbrach ihn achtungsvoll.

„Exzellenz wollen die Güte haben, mich zu Ende zu hören. Der Rendant kann auf die Unterschrift des Kanzleichefs die Fonds auszahlen, wenn der Minister auch nur in einer Randbemerkung dazu seine Erlaubnis gibt. Wie drückt nun der Minister seine Erlaubnis aus? Er schreibt auf den Rand nur seinen Namen als Zeichen, daß er das betreffende Schriftstück gelesen hat und das Verlangte bewilligt. Es ist nun nicht so schwer, eine solche Unterschrift zu fälschen.“

„Elender,“ schrie Schelm, „wie können Sie mir einen derartigen Vorschlag machen?“

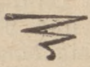
Daraus, daß der Abteilungschef Popoff bisher noch nicht hatte schweigen heißen, schloß letzterer, Schelm werde ihn noch weiter anhören; deshalb machte die erheuchelte Entrüstung desselben auf ihn gar keinen Eindruck und er setzte seinen Plan kühl und ruhig weiter auseinander.

„Ew. Exzellenz schreiben also den Empfangsschein und ich fälsche die Unterschrift des Ministers. Ew. Exzellenz wollen sich davon überzeugen, daß ich das fertig bekomme. Wir beschäftigen uns in dem Büreau, wenn sonst nichts zu tun ist, damit, daß wir verschiedene Unterschriften nachahmen. Und später wird es für Ew. Exzellenz ein Leichtes sein, Sachverständigen zu beweisen, daß nicht Sie selbst die Unterschrift gefälscht haben.“

„Was haben Sie eigentlich vor?“ fragte Schelm vorsichtig. „Alle diese Vorschläge können Sie sehr weit bringen.“

„Ich erlaube mir also, Ew. Exzellenz folgenden Vorschlag zu einem Vertrage zu machen: Sie ernennen mich zu Ihrem Geheimsekretär und schicken mich mit dem Schein zum Minister, um dessen Visum zu erhalten.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Los.

Skizze von Anton Tschechow.

(Nachdruck verboten.)

Iwan Dimitritsch, ein Mann in gesetzten Jahren, welcher zwölfhundert Rubel im Jahr mit seiner Familie durchbrachte und im übrigen mit seinem Schicksal sehr zufrieden war, saß eines Tages nach dem Abendbrot auf dem Sofa und las in der Zeitung.

„Ich habe heute vergessen in der Zeitung nachzusehen,“ sagte die Frau, indem sie den Tisch abräumte, „sieh doch nach, ob heute die Ziehungsliste drinsteht.“

„Ja, sie ist hier,“ antwortnete Iwan Dmitritsch. „Hast du denn überhaupt dein Los verlängert?“

„Ja, am Dienstag habe ich das Geld hingetragen.“

„Welche Nummer ist es denn?“

„Serie 9, 499, Nummer 26.“

„Hm — warte, ich werde nachsehen — 9, 499 — 26 —“

Iwan Dmitritsch glaubte nicht an ein Glück im Lotteriespiel und würde zu einer anderen Zeit auf keinen Fall die Tabelle durchgesehen haben, aber jetzt, wo er nichts besseres zu tun hatte und die Zeitung so vor ihm lag, führte er den Finger über die Spalte, wo die Nummern der Serien sich befanden. Und siehe da — wie zum Hohn auf seine Ungläubigkeit, gleich dort in der zweiten Zeile von oben, fiel ihm die Ziffer 9, 499 in die Augen!

Ohne die Nummer der Lose nachzusehen, ohne sich erst noch einmal zu überzeugen, ließ er schnell die Zeitung auf seine Kniee sinken, und als ob ihn jemand mit kaltem Wasser begossen hätte, führte er unter der Herzgrube eine angenehme Kälte. So kitzlich war das, so furchtbar kitzlich und doch so süß!

„Mascha, 9, 499 ist da!“ sagte er unsicher.

„9, 499?“ Sie wurde bleich und ließ das zusammengelegte Tischtuch sinken.

„Ja, ja — im Ernst!“

„Und die Nummer?“

„Ja, ach so! die Nummer. Aber laß — warte noch. Hauptsache ist, die Nummer unserer Serie ist da. Und die ist doch da, verstehst du —“

Iwan Dmitritsch lächelte breit und blöde und blickte seine Frau an wie ein Kind, dem man ein schönes Spielzeug zeigt. Seine Frau lächelte ebenfalls; auch ihr war es angenehm, daß er nur die Serie genannt hatte und sich nicht beeilte, die Nummer des glücklichen Loses zu erfahren. Ist es nicht süß, ach, schmerzlich süß, sich selbst mit der Hoffnung auf ein mögliches Glück zu reizen!?

„Es ist unsere Serie, das ist sicher,“ sagte Iwan Dmitritsch nach langem Schweigen, „die Möglichkeit ist also da, daß wir gewonnen haben. Freilich nur die Möglichkeit — aber die haben wir doch —“

„Willst du jetzt nicht nachsehen?“

„Warte noch! Du wirst die Enttäuschung noch früh genug erleben. Also da steht in der zweiten Zeile ein Gewinn von 75 000. Ja, das ist kein Geld mehr, das ist eine Macht, das ist ein Kapital! Und jetzt müßte ich auf die Tabelle sehen und dort müßte die 26 stehen. Was? Höre, wenn wir wirklich gewonnen hätten?“

Die beiden Eheleute kicherten und blickten lange einander schweigend an, die Möglichkeit des Glückes berauschte sie. Sie konnten sich so garnicht ihre Zukunft vorstellen, konnten nicht sagen, wozu sie die 75 000 nötig hätten, was sie dafür kaufen, oder wohin sie dafür fahren würden. Sie dachten nur über die beiden Ziffern 9, 499 und 75 000 nach, malten sie sich in ihrer Phantasie aus, aber an das Glück selbst, welches greifbar vor ihnen lag, daran dachten sie nicht.

Iwan Dmitritsch nahm die Zeitung und ging einigemale im Zimmer auf und ab. Nachdem er sich ein wenig vom ersten Eindruck erholt hatte, begann er allmählich seine Phantasien weiter auszuspinnen.

„Was wäre, wenn wir nun wirklich gewonnen hätten?“ sagte er. „Hm, das heißt doch ein neues Leben, eine Katastrophe! Das Los gehört ja dir, aber wenn es mir gehört hätte, so würde ich vor allen Dingen für 25 000 irgend ein Gut kaufen, 10 000 vielleicht auf eine neue Einrichtung, Reise, Schulden u. s. w., die übrigen 40 000 auf die Bank.“

„Ja, ein Gut. — Da hast du recht,“ sagte die Frau sich setzend und die Hände in den Schoß legend.

„Irgendwo im Gouvernement Tula oder Orel. — Erstens braucht man da keinen besonderen Sommeraufenthalt, und außerdem die Einnahmen —“

Und in seiner Phantasie tauchten Bilder auf, eins immer poetischer und verlockender als das andere, und träumt vom Sommer. Es ist heiß. Söhnchen und Töchterchen spielen neben ihm im Sande. Er schlummert süß, immer erschien er sich so gesund, so satt, so zufrieden. Er denkt an nichts und fühlt mit dem ganzen Körper, daß er weder heute noch morgen noch übermorgen in den Dienst zu gehen braucht. Abends nimmt er Laken und Seife und geht baden. Im Wasser plätschern die Kinder und die grünen Wasserpflanzen schauen so zutraulich drein. Auf das Bad folgt ein Glas Tee mit Sahne und frischgebackenen Brötchen. Abends geht er spazieren oder spielt mit den Nachbarn Karten.

Ja, wirklich, ein Gut mußte man kaufen, sagt die Frau und auf ihrem Gesicht sieht man, wie sie auch ihrerseits in Phantasien schwelgt. Iwan Dmitritsch malt sich inzwischen den Herbst aus mit seinen regnerischen Tagen, den kalten Abenden und dem Altweibersommer in der Luft. Um diese Jahreszeit muß man viel draußen sein im Freien, um dann mit umso größerem Behagen ein paar Glas Schnaps und einen ordentlichen Bissen dazu zu genießen. Die Kinder laufen in den Garten und bringen eine Rübe oder einen Rettig herauf, welche noch den Geruch der frischen Erde an sich tragen. . . .

Dann freilich folgt eine unfreundliche Zeit. Tag und Nacht regnet es, die nackten Bäume winden sich im Sturm, die Luft ist feucht und kalt. Pferde, Hunde, Hühner — alles ist feucht, niedergedrückt, unmutig. Man kann nicht ausgehen. Es ist langweilig.

Iwan Dmitritsch blieb plötzlich stehen und blickte seine Frau an.

„Weißt du, Mascha, ich werde ins Ausland fahren,“ sagte er.

Und er begann darüber nachzudenken, wie schön es doch im Spätherbst im Auslande wäre, dort irgendwo im Süden Frankreichs, in Italien . . . Indien!

„Wahrhaftig, das sollte man tun . . ich werde auch ins Ausland fahren," sagte die Frau. „Aber willst du nicht jetzt die Nummer nachsehen?"

„Warte, noch einen Augenblick!"

Er setzte seine Wanderung im Zimmer fort und grübelte weiter. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Ja, aber — wenn seine Frau ihn wirklich begleitete? Wäre das angenehm? Reisen soll man allein, oder höchstens in der Gesellschaft leichtsinniger, sorgloser, nur dem Augenblick lebender Frauen, aber nicht in einer Gesellschaft, welche den ganzen Tag nur an die Kinder denkt, seufzt und bei jedem Pfennig, den man ausgibt, zittert. Iwan Dmitritsch stellte sich seine Frau auf Reisen vor; sie seufzt und klagt, daß ihr vom Fahren der Kopf schmerzt, daß sie zu viel Geld ausgegeben hat; auf den Stationen muß er heißes Wasser und Butterbrot besorgen . . . Mittags will sie nichts essen, weil es ihr zu teuer ist . . . Sie wird mir doch jeden Kopeken kontrollieren, dachte er, mit einem Blick nach seiner Frau. Das Los gehört ihr und nicht mir! Was muß sie denn überhaupt ins Ausland reisen? Was hat sie dort zu suchen? Ich kann das. Im Hotel sitzen wird sie und mich keinen Schritt aus dem Hause lassen. Und zum erstenmal in seinem Leben fiel es ihm auf, daß seine Frau alt und häßlich geworden war, daß sie durch und durch nach Küche roch. Dagegen er: so jung, frisch und gesund. „Das wäre mir eine schöne Geschichte," dachte er. Was will sie im Ausland? Was versteht sie davon? Als ob Neapel und Buxtehude für sie nicht dasselbe wäre! Sie wird mich quälen. Sie wird mich meine Abhängigkeit von ihr fühlen lassen. Wenn sie das Geld in die Hände bekommt, wird sie es, wie alle Weiber machen: hinter 6 Riegeln verschließen! Der Verwandtschaft wird sie es an den Hals werfen und mir wird sie jeden Kopeken abknausern.

Iwan Dmitritsch dachte an die Verwandtschaft. Alle diese Vettern und Basen, Onkel und Tanten werden in Scharen zu Besuch kommen, sich den Gewinn ansehen und ihnen schmeicheln und kriechen. Ein widerwärtiges Pack! Gibt man ihnen den kleinen Finger, werden sie nach der ganzen Hand greifen; und gibt man nicht, so werden sie fluchen und klatschen und — pfui Teufel!

Iwan Dmitritsch stellte sich seine Verwandten vor; ihre Gesichter, die ihm bis dahin ganz gleichgiltig waren, erschienen ihm plötzlich so abstoßend, fast ekelerregend.

„Elende Kreaturen!" dachte er. Und auch das Gesicht seiner Frau erschien ihm jetzt abstoßend und unerträglich. In seiner Seele rührte sich etwas wie Haß und er dachte mit Schadenfreude: Wie sagt man? Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln! Wenn sie gewonnen hat, wird sie mir hundert Kopeken geben und das übrige hinter Schloß und Riegel legen. Und jetzt sah er seine Frau nicht mehr lächelnd, sondern feindselig an. Aber auch sie blickte ihn an und auch in ihrem Blick lag Haß und Wut. Sie hatte es instinktiv gefühlt, wovon ihr Mann geträumt hatte. Sie wußte, wer der erste sein würde, der die Hand nach ihrem Gelde ausstreckte.

„Warum nicht! Für fremdes Geld lassen sich leicht Luftschlösser bauen!" sagte ihr Blick. „Aber warte, du sollst dich verrechnet haben."

Der Mann verstand ihren Blick, in seiner Brust brannte der Haß, und wie um seine Frau zu kränken, blickte er schnell in die Zeitung und rief triumphierend:

„Ha! — Serie 9,499, Nummer 46! Nicht 26!"

Die Hoffnung und der Haß verschwanden, wie sie gekommen waren, und Iwan Dmitritsch und seiner Frau war es plötzlich, als sei das Zimmer dunkel, niedrig und eng, wie zuvor, das Abendbrot, welches sie soeben genossen hatten, war nicht sättigend und der Abend schlich langsam und langweilig dahin.

„Weiß der Teufel!" rief er unwillig. „Wohin man nur tritt, überall Papierschnitzel, Schalen, und was weiß ich noch alles! Fegen, das gibt's bei uns nicht, scheint mir. Möchte am liebsten ganz aus dem Hause gehen. Der Teufel soll diese Wirtschaft holen. Fort, fort möchte ich, am liebsten würde ich mich am ersten besten Ast aufhängen. Verfluchte Geschichte!"





Unser Trinkwasser.

Gutes Trinkwasser ist für den Körper ebenso wichtig, als reine Luft für die Lunge. Quell- und Brunnenwasser eignet sich am meisten dazu, denn sie sind nicht nur am schmackhaftesten, sondern führen dem Organismus auch die für die Knochenbildung sehr wichtigen Kalksalze zu.

Gutes Trinkwasser muß farblos und kristallhell sein, und muß dies auch bei längerem Stehen an der Luft bleiben. Es darf weder einen Geruch noch irgend einen bestimmten Geschmack haben und muß perlen, also Luft und besonders Kohlensäure enthalten, ohne welche es einen faden Geschmack annimmt und vollständig seine erfrischende Wirkung verliert.

Der Kalkgehalt macht das Wasser „hart" und zum Kochen der Hülsenfrüchte untauglich. Beim längeren Stehen entweicht die Kohlensäure, der Kalk schlägt sich nieder und das Wasser wird unschmackhaft. Dies wird um so schneller gehen, je wärmer die äußere Luft ist. Will man daher im Sommer das Trinkwasser längere Zeit kühl halten, so muß man es in poröse Tongefäße füllen. Dieselben schwitzen fortwährend Wasser aus, das durch seine Verdunstung Kälte erzeugt und so die Flasche kühl erhält.

Wasser, welches durch faulende und verwesende Stoffe verunreinigt ist, darf zum Trinken nie genommen werden, da es, wie bestimmt nachgewiesen, die Ursache von vielen Krankheiten, besonders Typhus, Ruhr, Cholera wird.

Wasser aus Wasserleitungen enthält oft Kupfer oder Blei. Das gefährlichste Trinkwasser bleibt jedoch dasjenige, welches tierische und pflanzliche Stoffe enthält. Dies verrät sich schon meist dadurch, daß es, nachdem es einige Stunden gestanden, bräunliche, gelbliche und graue Bestandteile am Boden des Glases absetzt und daß es nach mehrtägigem Stehen einen mehr oder weniger fauligen Geruch annimmt.

Solche Brunnen, die in der Nähe von Kloaken, Abtrittsgruben, Düngerhaufen, auf Kirchhöfen oder bei Gerbereien und Färbereien angelegt sind, sind immerhin als verdächtig zu betrachten.

Aus Gräben und Lachen geschöpftes Wasser ist so als Trinkwasser ganz unbrauchbar.

Das einfachste Verfahren, unreines Wasser trinkbar zu machen, besteht darin, daß man es kocht. Da es hiernach einen faden, unangenehmen Geschmack annimmt, muß man es als Kaffee, Tee u. s. w. oder in Limonadenform mit Essig, Fruchtsäften, Zitronensäure, Wein und Zucker genießen. Etwas wohlschmeckender wird es schon dadurch, daß man nach dem Kochen eine kleine Quantität Salz zusetzt. Sonst hilft man sich dadurch, daß man es filtriert. Die gewöhnlichen, für einige Groschen käuflichen Kohlenfilter genügen hierzu vollständig.

Wasser ist für jeden Menschen ein unbedingt notwendiges Nahrungsmittel. Man sollte sich daran gewöhnen, jeden Morgen nach dem Aufstehen, jeden Abend beim Schlafengehen und eine Stunde nach jeder größeren Mahlzeit ein Glas Wasser zu trinken. Für Fiebernde ist ein Trunk guten Wassers ein Labsal.

Die Temperatur des Trinkwassers sollte 8 bis 10 Grad Reaumur betragen. Eiskaltes Wasser darf man nur mit Vorsicht, bei erhitztem Körper nie, oder höchstens in kleinen Schlückchen zu sich nehmen, weil die Zähne sonst dabei leiden und anderseits Blutandrang nach dem Gehirn veranlaßt würde, abgesehen von möglichen Folgen eines Darm- oder Magenkatarrh. Oft genügt es, wenn man beim Genuß sehr kalten Wassers einen Bissen Brot genießt, oder wenn man demselben vorher einen Kognak oder Rum beimischt. Im übrigen ist die Ansicht, daß ein kalter Trunk bei erhitztem Körper Schwindsucht erzeuge, eine Fabel.



Verantwortl. Schriftleiter: Franz Walther. — Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.